



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o 2.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von
Hans Wachenhusen.

II.

Der Virgilio steuerte zunächst seinen Kurs nach Naccio.
Wolf, der sich als Herr desselben betrachtete, nahm trotz-

dem thätigen Antheil an den geringsten Verrichtungen der Mannschaft; was die vereinten Kräfte von drei Matrosen erforderte, das leisteten seine muskulösen Arme mit Leichtigkeit, und er that Alles mit Eifer, weil es der freie Wille eines freien Mannes auf freier See ihm diktierte, wo er nicht mit beschränkten Gesetzen und den Ellenbogen der lästigen Menge zu kollidiren brauchte.

Der Kapitän und der erste Steuermann fügten sich dem überwältigenden Einfluß einer solchen Natur und schauten mit Respekt zu ihm auf; der übrigen Mannschaft bis zum

Schiffsjungen hinab ward er ein Gott, denn es war ihnen verkündet worden, daß der Fremde glänzende Trinkgelber versprochen, und Wolf dokumentirte seine Freigebigkeit schon während der ersten Tage; als man vor Anker ging, reichte er den Matrosen Goldstücke für ihren Landgang.

Er selbst glaubte wirklich eine ihm zusagende Beschäftigung gefunden zu haben; sie war ein Kampf mit einem überlegenen Gegner, der keine geschriebenen Gesetze hatte; ein Triumph, wenn die Wogen, die sich schäumend und tobend gegen ihn aufgebäumt, sich wieder so sanft und ge-



Die Armbrustschützen in Nürnberg. Originalzeichnung von A. Holm. (S. 15.)

horsam um seinen Kiel schmiegt. Seine eigentwillige, für die bürgerlichen Verhältnisse so unbändige Natur hatte ihren Spielraum gefunden.

Er bewirthete den Kapitän fürstlich, wenn er in den Hafenstädten an's Land stieg, und der Mannschaft ward dieß jedesmal ein Fest. Der Kapitän, ein Mann in nicht besonders günstigen Verhältnissen, ward ihm ein Ergebener, die Mannschaft hatte fast doppelte Löhnung und blickte bald nur noch auf ihn. Die Disziplin ward dadurch freilich gelockert, denn man betrachtete an Bord den Dienst wie eine Lustbarkeit.

Monde lang schwamm Wolf also auf dem Mittelmeer. Die Küstenstädte ringsherum kannten ihn; die Erzählungen der Mannschaft vom Virgilio in den Wirthshäusern ließen den hohen, beherrschenden, schönen Mann in seinem vornehmen Seemannskostüm wie eine sagenhafte Person erscheinen, denn er warf das Geld unter die Leute, wo man seiner Gütlichkeit schmeichelte.

In den größeren Hafenstädten verweilte er Tage, auch Wochen lang. Sein Diener, ebenfalls in einem phantastischen Kostüm, halb Seemann, halb Lakai, mußte voraus an's Land und im ersten Hotel eine fürstliche Wohnung begehren. Unnahbar für Jeden, speiste er zu einer Zeit, wo ihn Andere nicht belästigten.

Er besuchte, immer den mächtigen Hund an seiner Seite, die Promenaden bei Sonnenuntergang, wenn die vornehme Welt die Kühle des Abends genoss, und sein Blick schweifte dann gleichgültig über den Fluß südlicher Schönen, deren dunkle Augen so fragend auf dem interessanten Fremden ruhten, dessen majestätische Gestalt Alle überragte; und interessant war er ihnen schnell geworden, dafür sorgten seine Schiffsleute in den Wirthshäusern des Hafens.

Ebenso allein saß er in den Theatern, in denen er eine Loge für sich beanspruchte. Wenn rings um ihn nach der Sitte jener Völker die Gesellschaft sich gegenseitig in den Logen besuchte, um zu plaudern und allenfalls eine Lieblingsnummer der Oper zu hören, wenn sich Alles in den Korymben drängte, lehnte er einsam im Dunkel der Loge, unbekümmert um die Geschwähligkeit der Nachbarschaft.

Die Sonderbarkeit seines Auftretens machte ihn auf diese Weise in den Augen der Leute bald zu einer Art von Monte-Christo. Man blickte mit Neugier von der Hafenpromenade auf seinen draußen liegenden Dampfer. Namentlich die Frauenwelt konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann wie er wirklich so ganz allein lebe. Hinter den Wänden des Virgilio, den die Wellen so verschwiegen umkräuselten, mußten sich romantische Geheimnisse verbergen, denn sein Besitz führte Niemanden an Bord, wie dieß sonst von solchen Herren doch zu geschehen pflegte, die wenigstens die Familien ihrer Konsuln im Schiffsalon bewirtheten.

Auch der Kapitän des Virgilio, wenn er an's Land ging, war die Verschwiegenheit selbst; er wußte nur von der Freigebigkeit des Barons zu reden und ließ sich nicht ausfragen, zuweilen begleitete er auch Wolf, wenn dieser im Matrosenkostüm Abends seine Exkursionen durch die volkreichsten Theile der Hafenstädte machte, sich in den Kneipen unter das Volk mischte, und seine Zerstreuung zuweilen sogar in den wüstensten Neugierungen des Volkslebens fand.

So umgab denn diesen sonderbaren Mann, wo er an der Küste verweilte, der Zauber des Geheimnisses, der seine Erfolge bei dem schönen Geschlecht um so mehr erhöhte, als er selber von dem letzteren gar keine Notiz nahm.

Mit Bedauern schaute man dem Virgilio von den Fenstern des Hafens nach, wenn Wolf, ohne daß man hinter seine Geheimnisse gekommen, in Seemannstracht auf der Kommandobrücke stehend, wieder davon dampfte, denn er liebte es, das Schiff selbst zu manövriren, und hatte schon wiederholt in kritischen Momenten mit Glück das Kommando geführt.

In Wolf's Kopf gingen inzwischen oft große Pläne um. Ein eigenes Schiff ausrüsten, die südlichen Meere befahren, das ward seine Lieblingsidee. Und dennoch verwarf er auch diese in schlechter Laune wieder.

Er hatte bereits Stunden, Tage einer ihn grausam quälenden Melancholie. Dieses Abenteuerleben sagte einzig seiner Natur zu, aber seit er mit der Erlernung der Seemannskunde zu Ende zu sein glaubte, überkam ihn bei totaler Windstille, wenn der Virgilio so friedlich unter dem Sonnenbrud den stillen Wasserspiegel durchschnitt, der Gedanke, daß ihm etwas fehle und er die eigentliche Befriedigung eines Abenteurers nicht zu finden verstehe.

Es kam ihm so der Gedanke, daß es unter diesen Millionen von Menschen doch einige geben müsse, mit denen er sich verstehen könne, daß es unterhaltend sein müsse, auf dem Lande, in den Bergen, in den Wäldern, die ihm von den Küsten winkten, in den Wüsten, die sich dahinter bargen, die Jagd zu treiben. Aber allein! Die Leute da auf dem Schiff, die seine ergebenen Werkzeuge waren, hätten keinen Hafen treffen können! Es mußte interessant sein, in das Innere Afrikas zu bringen, Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, in unentdeckte Gegenden vorzudringen. Aber allein! . . .

Diese Welt, an die er dachte, in der er keinen Krieg mit vorurtheilsvollen Gesetzen zu befürchten brauchte, in denen nur die Faust und das sichere Rohr galten, die wäre ihm recht gewesen; aber sein Arm allein genügte nicht zu den Kämpfen, die dort zu bestehen waren. Wenn ihm der Zufall einige Männer, entschlossen und furchtlos wie er, zuführte, sie wären ihm willkommen gewesen!

Er sprach dem Kapitän von seiner Absicht, eine Landexpedition auszurüsten, sobald ihn das Seefahren nicht mehr befriedige, und begann an der afrikanischen Küste zu kreuzen, um hier mit sich selbst einig zu werden über das, was er wollte.

So lag denn, als schon die Herbststürme ihre Vorboten sandten, der Virgilio vor Malaga. Wolf hatte zum ersten Mal seinen einzigen Freund, den Fox, auf dem Schiff zurückgelassen und seine Wohnung im Hotel der Alameda genommen. Er fand Behagen in dieser Stadt, verließ dieselbe aber trotzdem nach wenigen Tagen schon, um, von seinem Diener gefolgt, Andalusien zu durchstreifen.

Die Mannschaft des Schiffes machte sich eine Woche hindurch gute Tage, ohne von dem Baron zu hören, bis der Kapitän plötzlich die telegraphische Ordre erhielt, das Schiff Tag und Nacht unter Dampf und die Jolle gut bemannt am Ufer bereit zu halten.

Man war an dergleichen schnelle und wechselnde Befehle gewöhnt und machte sich keine Gedanken.

Wolf hatte sich von Malaga aus auf den Weg nach Granada gemacht, das damals noch keine Eisenbahn mit dem Meere verband.

In Loja, dem so romantisch von den Felsen des Antequera und des Montefrio eingeschlossenen, von den Ruinen des Maurenschlusses überragten Städtchen, das sich in seinem Wappen „eine Rose zwischen Dornen“ nennt, fühlte er das Bedürfnis, Rast zu halten.

Er hatte in seiner Kindheit von der todesmuthigen Vertheidigung Lojas durch den neunzigjährigen Helden Almaraz und den König Boabdil gelesen, aus jener Zeit, da Ferdinand mit frommer Wuth die Mauren von sich stieß, und besuchte auf dem Rücken eines Maulthiers das Kastell.

In die Posada zurückgekehrt, vor deren Thür einige Leute der guardia civil, der Landgendarmarie, im Stroh ihren Mittagschlummer hielten, sah er tief im Hintergrunde des großen, schmutzigen Gastraumes eine Gruppe von sechs Männern in andalusischer, aber recht räuberhafter Tracht, um den Tisch sitzen. Sein Diener trat zu ihm und äußerte ihm in deutscher Sprache seine Zweifel an der Ehrenhaftigkeit dieser Männer. Der alte Herr mit dem Strohhut und der vornehmen Kleidung, der da in die dunkle Ecke zurückgelehnt saß, habe ihnen, wie er vorhin durch das Fenster beobachtet, Geld ausgezahlt, sie hätten viel die Köpfe zusammengesteckt, als hätten sie geheim Wichtiges zu beraten, und draußen im Stall habe er unter dem Maisstroh neben den gefattelten Maulthieren, die den Leuten gehörten, massive Flinten mit weiten, tulpenartigen Mündungen versteckt gesehen. Die Gendarmen, setzte er hinzu, hätten mit ihnen zusammen getrunken und schliefen jetzt ihren Rausch aus; der alte Herr in dem Strohhut müsse aber doch etwas Vornehmes sein, denn er sei mit einer wunderschönen Dame hier abgestiegen, die wohl seine Tochter sein müsse. Ob er sie nicht sehen wolle, sie sitze drüben im Garten ganz allein.

Wolf that noch einen misstrauischen Blick auf die Gruppe; die Leute achteten der Fremden nicht, die man an Kleidung und Sprache als Ausländer erkannte. So entwidelte sich eben eine heftig geführte Unterhaltung zwischen ihnen.

„Herr Baron, es ist besser, wir machen uns bei Zeiten davon“, bat der Diener, Wolf folgend, als dieser auf den Fluß der Posada trat. „Die Leute gefallen mir nicht; sie haben gewiß absichtlich die Gendarmen betrunken gemacht.“

Wolf hörte ihn nicht. Er hatte eine graziose Frauengestalt in Reifkleidern, die Mantille über der Stirne, durch die Hofthür in den Fluß treten gesehen, die, als sie des Dieners Rede vernahm, überrascht stehen blieb, lauschte, dann das Antlitz hinter dem Fächer barg und sich wieder zurückzog.

„Das ist sie, Herr Baron!“ flüsterte der Diener. „Man sollte meinen, sie habe verstanden, was ich sagte! . . . Sahen Sie nicht, wie ihre schwarzen Augen eben noch einmal zu uns her blickten, ehe sie wieder in den Garten zurückging?“

Wolf schüttelte den Kopf. Nicht ohne Ueberraschung hatte er die anmuthige Haltung dieses so flüchtig auftauchenden und so schein wieder verschwindenden Wesens beobachtet, und der Blick, von welchem sein Diener sprach, hätte sicher in jedem Andern eine zündende Wirkung gefunden.

Nur von Neugier getrieben folgte er ihr. Er sah, wie ihre Wignonsüßchen die scharfen, roth aus dem Felsen gehauenen Stufen einer Gartenterrasse hinauf eilten, wie sie dann oben unter den Granatbäumen inne hielt, noch einen Blick auf ihn zurückwarf und hinter dem Gesträuche verschwand.

„Wenn Sie für die Weiber etwas übrig hätten, Herr Baron, so wüßte ich schon, was Sie thäten“, sagte der hinter Wolf getretene Diener, ein in doppeltem Sinne verlagener Süddeutscher, den Wolf in einer Hafenstadt angenommen. „Aber“, setzte er hinzu, „ich glaube nicht, daß es gerathen ist, sich hier auf Abenteuer einzulassen. Ich werde Ordre geben, daß die Maulthiere eingespannt werden.“

Auf Wolf hatte eben nichts gewirkt, als ein natürlicher, unverleugbarer Schönheitssinn, vielleicht auch ein wenig die Seltsamkeit der Umstände. Diese Unbekannte da war schein wie ein Reh; was hatte sie veranlaßt, so aufmerksam zu lauschen, und was verjagte sie wieder?

Abthsichtslos wartend und hinschauend stand er da. Ge-

räusch im Innern der Posada lenkte seine Blicke ab. Er sah die Männer, die er an ihrem Tisch beobachtet, auf den Fluß treten und einzeln vor seinen Augen verschwinden, er wußte nicht, wohin. In das Gastzimmer zurücktretend, sah er den alten Herrn, den Strohhut über die Stirn gedrückt, noch in der Ecke sitzen und in einem Notizbuch schreiben.

„Der Wagen ist bereit!“ meldete der Diener. Das Schellengeläute der Maulthiere mahnte Wolf zur Eile; er zahlte seine Reche und trat auf die Straße. Die Sonne stand schon im Zenith, als er Loja verließ.

Er dachte wohl an die eigenthümliche Erscheinung, und der sonderbare Blick von den Granaten herab machte ihm ein klein wenig das Herz warm; aber ein Weib! Was sollte ihm ein Weib! . . .

Auch sein Diener kam darauf zurück; er wandte sich auf der staubigen Felsenstraße vom Bock zu ihm.

„Herr Baron“, sagte er, „sie sah zwar aus wie eine vornehme Donna, aber ich bin überzeugt, sie war eine gefährliche Lockspeise! Die Verge hier sind niemals sicher, so hörte ich in Malaga. Es sind deshalb auch überall Wachtposten, aber wenn es gilt, thun sie alle wie die da im Stroh, sie schlafen mit beiden Augen!“

Misstrauisch spähte der Burche nach rechts und links, immer gefaßt, eine Gewehrmündung in den Gebüschen zu sehen.

III.

Granada war Wolf's Ziel, das er ohne Fährlichkeit erreichte. Er, dem die kleinen, schwächlichen Gestalten der Spanier wie Zwerge erschienen, von denen ihm ein halbes Duzend nicht zu viel gewesen wäre, hatte unterwegs gelacht über des Dieners Besorgniß, und zum ersten Mal seit lange klärte sich sein Gesicht zu einem zufriedenen Lächeln, als sich ihm bei seiner Ankunft die Wunder der poetischen Maurenstadt offenbarten.

Obgleich nichts weniger als ein Naturschwärmer, unterwarf er sich dem Eindruck, den das gewaltige steinerne Gedicht der maurischen Baumeister, die Alhambra, auf ihn machte. Er nahm unmittelbar neben derselben, in der Fonda de los siete suelos, dem Hotel der sieben Stockwerke, seine Wohnung, so genannt nach dem neben demselben befindlichen Thurm, dem unheimlichsten Gegenstand dieser Romantik. Er sah sich vor einem riesigen, alten, runden Burgverließ zwischen den Wällen der Alhambra, dessen schwarze Gewölbe von den Martern der armen Christengefangenen aus jener Zeit redeten, da der Gründer der Alhambra, der vierte König Granadas, der mächtige Nazar, hier herrschte, der Maurenkönig, „den die Sterne des Himmels mit Ehrfurcht, den die Sonne mit Liebe beleuchtete, vor dessen allmächtiger Hand die Eder, die Königin der Wälder, die stolze Stirn beugt“, wie die ruhmredige Inschrift besagte, ehe Boabdil weinend hier abzog und das siegreiche Kreuz ein Monument der Baukunst verwüstete, zu dessen Wiederherstellung es heute der Hand der Engel bedürfen würde.

Zum ersten Mal empfand sein trostiges Herz eine wunderbare Ruhe, als er vom Balkon des Erdgeschosses zu der schneebedeckten, von goldigen Abendlichtern der Sonne überglänzten Sierra hinaufschaute. Er versank, als die Nacht kam, in wohlthuenden Schlummer; bei geöffneten Fenstern sog seine Lunge die balsamischen Dünste ein, die von der Vega, dem Garten Andalusien's, heraufstiegen; er hörte die alten Cedern rauschen, hörte das Flüstern des Nachtwindes in den Millionen von Granatblüten und den Rösschen, die das schöne Saragenenschloß überranken, und „Gott ist Gott, Gott ist der Sieger!“ riefen die Geister einer blutigen Vorzeit in seinen Schlummer hinein.

Lachend über sich selbst und seine Träume erwachte er am frühen Morgen. Ihm war's, als habe sich ein eiserner Panzer von seiner Brust gelöst. Er, der nie eine Umwandlung von Schwärmerei gefühlt, ertappte sich auf einem lyrischen Verschwinden seiner Empfindungen, das ihm weiblich erschien.

Der Seemannsdienst, in welchem seiner Körperkraft nichts zu rauh gewesen, hatte ihn noch härter gemacht, als er gewesen und sein Gemüth abgestumpft gegen äußere Einwirkungen, aber hier in Granada, auf dem Felsen der Alhambra, umgeben von der Offenbarung einer großartigen und zugleich so weichlich verschwenderischen Natur, der Sage und den steinernen Ueberlieferungen einer untergegangenen Kunst, wirkte eine ihm unbegreifliche Gewalt auf ihn, die er nicht von sich wehren konnte und ihm fast wie eine unglückprophezeiende erschien.

Im ersten Morgenmorgenschein sah er von dem Balkon seines Zimmers schon die reizenden Granadinerinnen an der Seite ihrer Robies, ihrer Geliebten, von der Stadt heraufziehen und in den Gebüschen der Myrten, der Orangen, der Granaten, Rosen und Jasmine verschwinden oder unter die weißen Zelte des Gartens huschen, um ihre Chokolade zu nehmen; er hörte sie lachen, flüstern, sah sie mit den graziösen Händen den unentbehrlichen Fächer bewegen, sah das geheimnißvolle, verheißende Auge der Schönen zu seiner sie überraschenden Hünnengestalt herauflugen. Er sah auch den Majo, den jungen Granden, auf dem prachtvollen, sammetfarbigen, langgeschwänzten andalusischen Pferde heraufreiten und seine Gräße überallhin werfen, bis plötzlich Alles um ihn wieder still ward und der höher steigenden Sonne erdrückende Wucht den ganzen Zauber verjagte.

Er fühlte zum ersten Male das Bedürfnis, in diesem Paradiese zu ruhen. Seine Muskeln, seine Nerven verloren ihre Spannung, in wollüstiger Unthätigkeit streckte er sich auf den Divan und — verschief den Morgen. Ihm genügte das Bewußtsein, im Paradiese zu sein. Und erst, als die Sonne niedergehend ihre Glühlichter gegen die Schneewände der Sierra Nevada warf und sein Gemach mit feurigem Glanz erfüllte, erhob er sich mit seltsam traum-schweren Sinnen.

Ihn riefen wunderbare Melodien. Gitarre und Kastagnettenschlag drangen aus dem Garten heraus, und wieder wie am Morgen sah er die Maja in kurzer Basquina und Mantille, den Majo in weißem Beinkleid, rother Schärpe und der mit silbernen Nesteln gezierten Galesera, den Sombbrero Colanes auf dem festen dunklen Haupt; er sah die Milizianos in voller Uniform hier oben die Abend-fühle suchen und sich in den Fondas umher hinter die Becher des rothen Valpeñas setzen. Und endlich sah er, hörte er, wie sich vor seinen Augen im Garten die Quadrille entwickelte, wie die Maja die Kastagnetten aus der Tasche der Basquina zog, der Majo ihr gegenübertrat und beim Gitarrespiel eines blinden Improvisators der Tanz begann.

Drüben vor ihm etablirte sich auch eine Gesellschaft junger, heißblütiger Grandensöhne um die weißgedeckten Tische; Lust und Lachen schallte von da herüber; sie sangen ihre Volkslieder, begleiteten sie mit Stöcken auf den Tischen und den Tellern, auf Gitarren und aus der Küche gehaltenen Kasserolen in einem Uebermuth, dessen nur die andalusische Jugend fähig, und endlich erschien unter großem Jubel auch eine Zigeunerquadrille von Denen, die da drüben auf dem Albacin wohnten. Die braunen Dirnen mit den zum Theil noch unverkennbar maurischen Gesichtern schüttelten ihre kurzen Basquines, klapperten den Tambourino, den Bolero, den Zapateado mit ihren Kastagnetten; Tambourine schallten hinein, und die Blinden sangen gottlose Improvisationen von der Liebe und den Freuden, die sie spende.

Endlich erschienen auch zwei dieser braunen Dirnen, begleitet von einigen jungen Granden, deren weißgebohrne Kasse im Hintergrunde im Grase waideten, vor Wolf's Balkon, der bereits lange der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gewesen, um nach dem Gebote der spanischen Gastfreundschaft den „Extrangero“, den Fremden, zu ihrem Souper zu laden, und Wolf, der sich überrascht in sein Zimmer zurückzog, sah alsbald die ganze Quadrille in dasselbe bringen, die ihn triumphirend unter Gitarren- und Kastagnettenschlag in den Garten hinaus führte.

Wolf hörte von den Lippen der sich vorstellenden jungen Männer die edelsten Namen des spanischen Adels, er sah sich in der besten Gesellschaft; und bewirthet mit Erdbeeren, Orangen, Champagner und Gefrorenem, angeblüht von den feurigen Augen der Gitanas, verlebte er, anfangs gezwungen, dann aber, von den heißen Weinen und der Freude der Anderen mit fortgerissen, unter dieser Jugend eine tolle Nacht, die damit endete, daß die wilde Gesellschaft das ganze Gebed der Tafel flirrend in die Schlucht des Alhambrawalles hinabschleuderte, denn so wollte es die Sitte.

(Fortsetzung folgt.)

Weinlese bei Dioszeg in Ungarn.

Skizze
von
Marius Hrchl.
(Bild S. 20.)

Das Glühchen Er zieht sich wie ein silberner Faden durch die mit Weinplantagen bedeckten sonnigen Hügelketten des Komitates Bihar, um sich dann in die sichre Berettyo, einem Nebenfluß der Theiß, zu ergießen. Nach der Er wird diese ganze Weinregion Ermellot (an der Er) genannt.

Der Unter-Ermellot zunächst ist die Bahnstation Groß-Wardein, der Mittel-Ermellot Mihalysfalva, der Ober-Ermellot Groß-Karoly, zu welchen Stationen die Weine auf Wagen zugeführt werden. Diese Bahnstationen sind jedoch nicht zugleich die Hauptorte des Weinhandels der Gegend, letztere sind Tasnad für die Ober-, Szeged für die Mittel- und Dioszeg für die Unter-Ermellot.

Der Ort Dioszeg wird deswegen zumeist genannt, weil sich hier das ausgedehnte Weingut des Grafen Franz von Zich befindet, der seinen Dioszeg-Palastweinen die Schätzung aller Reiner erlangt hat.

Wesentlich hat hierzu dessen langjähriger Kellermeister Franz Kremer beigetragen, der aus seiner rheinischen Heimat ein reiches sachmännisches Wissen mitgebracht, welches gegenwärtig der gesamten ungarischen Weinproduktion dient und nützt. Die ungarische Regierung hat nämlich unter Kremer's Oberleitung einen Centralmusterkeller in Budapest errichtet mit der Aufgabe, tüchtige Kellermeister heranzubilden, Weine aus allen Gegenden Ungarns bis zur Flaschenreife zu manipulieren, deren chemische Analysen, sowie andere für Produzenten und Konsumenten wichtige Daten zu sammeln und die Flaschenweine mit der Marke der Produzenten, unter Garantie des Handelsministeriums für Reife und Echtheit dem Konsum zu übergeben. — In der Ermellot werden circa zehn Traubensorten in gemischten Sägen gebaut, von denen die beliebtesten die Palastortraube von (Ungarn) rother Farbe und die weiße Erdtraube sind. Wegen der Spätreife dieser beiden Sorten erfolgt die Weinlese in der zweiten Hälfte des Oktober.

In guten Jahrgängen werden die Palastortrauben von den anderen abgeordnet gelesen und aus ihnen der bouquetreiche Palastortwein erzeugt. Der Erdtraubenwein entwickelt sein volles Aroma erst nach 5 bis 6 Jahren, dann gehört er zu den her-

vorragendsten Spezialitäten der ungarischen weißen Bratenweine. — Die übrigen Sorten werden zusammen geerntet und liefern einen sehr geluchten Trichwein, der in Ungarn seiner angenehmen Säure wegen als lieblicher und labender Trunk geschätzt wird. Er wird sehr häufig mit Mineralwasser getrunken.

Das Abjaggebiet desselben sind die Städte und Gegenden von Debreczin, Szentes, H. M. Bafarhely, Szegedin u. — Weinhandler aus Wien, Budapest und Großwardein besuchen die Gegend. Nach der Erlese ist hier reges Leben, besonders wenn sich die Preise nicht zu hoch, etwa 7 bis 9 Gulden per Hektoliter bewegen. Die Weinlese wird in der Gegend festlich begangen. Zigeuner-musikanten durchziehen die Weinberge, und welcher Ungar sieht sie nicht gern, die braunen Gefellen, von denen er singt:

„Träg' ich des Ungarlandes Kron',
Zigeuner wären meine Gorden,
Und singend tanzten um den Thron
Die Wirtinmädchen, meine Barden.“

Am Tage wird bei den Klängen der Musik gearbeitet, während der Weinbergbesitzer sich mit seiner Familie und seinen Gästen am süßen Moste gütlich thut; nach Feierabend spielen die Zigeuner zum Gharbastanze auf, dem Alles huldigt. Der Most der Palastortraube hat 20 bis 22 Prozent, jener der gemischten Sorten 16 bis 19 Prozent. Die Gastfreundschaft der Ungarn übersteigt während der Weinlese jeden Begriff; ohne Einladung ist für Jedermann die Thüre geöffnet, dadurch entsteht in vielen Weingärten ein lebhaftes, buntes Treiben; Gäste, Kinder und Arbeiter geben sich schrankenlos dem Genuße duftender Trauben und süßen Saftes hin. In den Weingärten der Gegend befinden sich neben den hübschen Felsenkellern Preßhäuser mit Wohnung und geräumiger Küche; hier siedelt sich während der Weinlese die Familie des Besitzers an.

Wie wir auf unserem Bilde sehen, werden die Trauben nach altherkömmlichem Gebrauche getreten. Zumeist werden sie zu diesem Behufe in Tretschäde gefüllt, die aus Bindfaden (Spagat) vom Landvolke der Gegend gewebt werden. Der Most läuft direkt in's Faß ab, die Säfte werden nochmals einer primitiven Pressung unterzogen; aus den Tretern wird Brantwein bereitet.

Seit neuerer Zeit hat sich hier die Traubenmühle Eingang verschafft, auch findet man schon bessere Weinpressen. Die mittelste Traubenmühle aufgearbeiteten Trauben liefern Weine von reinerem Geschmack und feinerem Aroma, daher dieselben auch besser bezahlt werden. In dieser Richtung hat der obengenannte Landes-kellermeister Franz Kremer bahnbrechend bei den Produzenten der Ermellot gewirkt.

Die Traube, ihre Ernte und ihr Saft sind in dem Weinlande Ungarn nicht ohne Eindruck auf die Gemüther der Poeten geblieben. In schwungvollen Versen gedenken ihrer die Petöfi, Bödösmarthy und Andere. Aber es hieße oftmals Gehörtes wiederholen, wollten wir die klassisch schönen Verse hier anführen! Wir beschränken uns daher auf die „Romische Weinlese“ des Michael Tompa.

Der Dichter führt uns in das Stübchen des Studenten Jonas, — so genannt, weil er einst studierte — ein recht waderer Mann, aber behaftet mit dem Hang zur Poesie. Zwei Themata drücken ihn besonders, das Lied von der Liebe und vom Wein. Die Gegenstände dieser anstrengenden Arbeit waren Dörchen, des Nachbarn hübsche Tochter, und Jonas' eigener Weingarten. Aber weder die Angebetete, noch den Weinberg sah er seit Jahresfrist, so sehr hat er sich in seine Reime eingelassen. Er schreibt und schreibt immer wieder, während es draußen auf den Straßen lebendig wird. Lärm, Musik, Gesang tönen an sein Ohr, und er springt auf. „Ha!“ ruft er, „die Weinlesezeit ist da!“ und ladet einen großen Kübel auf den Schieflarren, dieses schwere Fuhrwerk auf dem Wege der Vergleiche entlang immer höher hinaufrollend, dorthin, wo des Weinliedes Sinn gedeiht. Aber welch' ein trauriger Anblick bietet sich ihm da, bis an den Hals reichen ihm die Gräser und Disteln. Als hätten Dachs, Wiesel und Fuchs ihm das Grundstück abgelaufen, so frei haben sie darin ihre Quartiere aufgeschlagen.

In Höhlen und Grabhügel haben sie das Erdreich vertieft und aufgeworfen. Jonas schaut und schweigt — denn in Worte bricht nur der Ungebildete aus! Wenn ihm ein Leid widerfährt, wirft er's hinab und legt seines Herzens Behnuth in schwer-müthige Verse nieder. Schon will er philosophisch den Rückzug antreten, da ruft ihm eine wohlbelannte Stimme aus dem Garten des Nachbarn zu. Dörchen ist's... welches Glück! Und welcher Schlag zugleich: denn sie ist bereits verheiratet! ... Jonas sieht da wie ein armer Sünder, und die wohlbelannte Stimme flücht kein gefühlvolles Herz wie eine Brenneisel. Schön Dörchen, jetzt Frau Dorothea, ruft ihm schelmisch zu:

„Das thut die Feder, nun ist's aus
Mit Weile und mit Hochzeitschmaus.
Ja, weil Sie immer schrieben — schrieben,
Anstatt zu leben und zu lieben.“

Die Armbrustschützen in Nürnberg.

Von
Alfons Köstler.

(Bild S. 12.)

Einer jener merkwürdigen Gebräuche, die, verbunden mit den altersgrauen Mauern entschundener Jahrhunderte, Nürnberg den Stempel des Interessanten aufdrücken und einen kräftigen Hauch germanischen Volksthumers in sich bergen, ist ohne Zweifel das wenig bekannte Armbrustschießen, das sich seit Jahrhunderten bis zur Jetztzeit erhalten hat. Ein Anklang an die Vergangenheit, hat dieses Schießen etwas von jener Romantik behalten, die man in der Nürnberger Architektur wahrnimmt, etwas, das an Giebel-fensterchen und Erker erinnert, aus denen vor grauen Zeiten ein anmuthiges Bürgerkind dem Sohne des Nachbarn ein Ruchhändchen zuwarf und fürchtete, der gestrenge Vater, der ehrsame Junf-meister, möchte die haarsträubende Vergehen seines Tochterleins wahrgenommen haben.

Etwas Raives und zugleich Reizendes ist in den allwöchentlichen Versammlungen, und das Raive war von jeher schön, wenn es sich mit Geist paarte. Der Geist, der die Nürnberger Vogen-schützen belebt, badet sich allerdings viel im Bier, doch erhöht dieses

Reizmittel nur die angenehmen Stunden, die tief unten in dem Festungsgraben, dem sogenannten „Schneppergraben“, verbracht werden. Nur an besonderen Festtagen tragen die Mitglieder alt-deutsche Kostüme, dann erscheinen die ehrbaren Frauen und Mägd-lein mit Puffenärmeln, Giechenschürzen u. s. w., um den stolzen Siegern den Preis zu überreichen. Der solchem Tage beizuohnt, wird stets ein liebtliches Andenken im Herzen bewahren! —

Der Schießplatz befindet sich unten in dem Graben; nicht weit davon entfernt ragt die alte Burg empor; die Felsen der Stadt-mauer sind mit Moos und Gesträuch überwuchert, und in dem alten Gestein sieht man die drohenden Schießscharten der unter-irdischen Gänge, die sich rings um die Stadt ziehen.

Inmitten des romantischen Platzes ist eine etwa 90 Fuß hohe Stange angebracht, auf der horizontal ein hölzerner, etwas plumper Doppeladler ruht. Jeder Schütze erhält seine Nummer und wartet, bis die Reihe an ihn kommt. Alsdann wird die Armbrust, meistens werden aber alte, werthvolle Exemplare benutzt, schräge auf einen Holzpfosten gestellt und vermittelst einer Hebelvorrichtung gespannt. Der Schütze stellt sich einige Schritte vom Fuß der Stange auf und muß seine Tüchtigkeit an dem hölzernen Ungeheuer droben probieren. Die schweren Bolzen schmettern Stücke von dem Adler herunter und Knaben beilen sich, sie den betreffenden Schützen zu überbringen, wobei die posslichsten Späße vorkommen. Ist der Adler gänzlich heruntergeschossen, so werden die Holzstücke jedes Einzelnen gewogen und Derjenige ist Sieger, welcher das größte Gewicht aufzuweisen hat. Die Preise bestehen gewöhnlich in Geld; bei Festen jedoch wird den Damen das Vergnügen verstatet, dem stärkeren Geschlechte holde Gaben zu überreichen.

Das Bild stellt eines dieser Feste dar. An der Stange steht ein Vogenschütze, im Begriff, den Pfeil zu versenden. Der Knabe an der Gruppe rechts bringt dem Vorgänger, der triumphirend die Komplimente seiner beiden heiteren Freunde empfängt, die Siegestrophäe, die aus einem Stück des Adlerflügels besteht. Anmuthige Kellnermädchen sorgen für kühlenden Trunk und der Ritter vorne links hebt seinen Maßkrug von dem Faß, um einen Zug daraus zu thun, der eines alten Germanen würdig gewesen wäre. An verschiedenen Stellen haben sich Gruppen gebildet, die aus Gästen und Mitgliedern bestehen. Liebliche Mädchengestalten wechseln ab mit Jünglingen, Männern, Frauen, Greisen. Auf allen Gesichtern liegt die Freude des Tages; die Sonne beleuchtet das rege Treiben und die alte Burg steht wie ein schirmendes Bollwerk hoch droben, als sei sie ein Schutz für die Nachkommen der guten alten Meisterfinger und ein Hort für Nürnberg's Frieden.

Graf Eberhard der Erlauchte vor Heinrich VII.

(Bild S. 17.)

Es geht ein heroischer Zug von Unbeugbarkeit und trotziger Mannheit durch das Geschlecht der württembergischen Herrscher, wie sie uns aus dem Rahmen der mittelalterlichen Geschichte entgegenreten. Die Reihe der gewaltigen, streitbaren Eberhards, denen Württemberg so Vieles zu verdanken hat, wurde von Graf Eberhard dem Erlauchten eröffnet, bei welchem die erwähnten Charakterzüge noch in ihrer ganzen Kraft, man möchte sagen urwüthigen Wildheit zum Ausdruck kamen. Dieser streitbare Herr, welcher von seiner Feste Württemberg aus Schwaben in ein Heerlager verwandelte und besonders die schwäbischen Reichs-städte brandschachte und besetzte, trug auch keine Scheu vor einem Konflikt mit Kaiser und Reich, wenn es galt, seinen selbstherrlichen Willen durchzusetzen. Dieß beweist sein Auftreten gegen König Heinrich VII., als er sich auf dem Reichstag von Speyer gegen die schweren Anklagen der schwäbischen Reichsstädte veranwortworten sollte. Weit entfernt, seinen herrischen Sinn vor dem obersten Richter, der Majestät, zu beugen, erschien der trotzig Landvogt Württembergs mit einem so zahlreichen kriegerischen Gefolge, daß man einen Gemalteschiff befürchtete, und bot dem Könige in der Reichsversammlung die Stirne. Diesen Moment des sich aufblühenden Vasallentums, den wir in der Geschichte unserer Vergangenheit sich leider so oft wiederholen sehen, hat Joseph Gegenbauer, der geniale Historienmaler Württembergs, in einem die große Situation in fesselnder Weise wiedergebenden Bilde dargestellt, das wir den Lesern von „Illustrirte Welt“ im Holzschnitt darbieten. Wir entnehmen dasselbe einer Reihe von Fresken im königlichen Schloß zu Stuttgart, die Gegenbauer im Auftrage König Wilhelm's von Württemberg ausführte und welche neuerdings durch schöne Aufnahmen des Photographen Jacob in Stuttgart reproduziert worden sind. Auf dem Throne sitzt der edle Herrscher in königlichem Schmuck, umgeben von den Großwürden-trägern des Reiches, mit dem Finger auf die Anklageschrift deutend, die der Reichsmarschall entrollt hat, und Gehorsam von dem Widerspenstigen fordernd. Ihm gegenüber steht die reifen-hafte, kriegerische Gestalt Eberhard's, die eine Hand am Griff des Schwertes, die andere in trotzig abweichender Bewegung gegen den König erhoben, ein trefflich charakterisiertes Bild harten Trojes, das sich von dem düstern Hintergrunde und den finstern blickenden Geharnischten in hellster Beleuchtung effectvoll abhebt. Alle Augen der Versammlung sind in aufflammender Entrüstung auf den rebellischen Vasallen gerichtet, und so wird dieser so recht eigentlich zum Mittelpunkt der großartigen und fesselnden Komposition.

Stammbuchvers.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum,
Mit Ungeßüm und Thränen
Stürzt sie den Himmelsraum.
Der Himmel hört ihr Flehen,
Und lächelt gnädig „Rein“!
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch und auch die Pein.

Udland.



Die Posteinrichtungen der deutschen Reichshauptstadt. Originalzeichnung von Wilhelm Gehlert. (S. 22.)



Graf Eberhard der Erlauchte auf dem Reichstag zu Speyer. (S. 15.)
 Freskogezeichnet von J. v. Sigmund im Kaiserl. Hofmuseum in Stuttgart.



Knabenbeschäftigung.

Tödtung der Schmetterlinge für Sammlungen.
Alle Methoden, Schmetterlinge mittelst heißen Wasserdampfes, glühender Nadel, Zerstößen des Brustkorbes u. s. w. zu tödten, sind als Thierquälerei streng zu verurtheilen und überdies in der Regel zu Sammlungs Zwecken durchaus unbrauchbar. Auf welche Weise man Schmetterlinge zweckdienlich und schmerzlos tödtet, beschreibt nach langjährigen Erfahrungen Baron Starckens auf Zettensweiß folgendermaßen: Es ist vor Allem zu bemerken, daß die Lebensfähigkeit der einzelnen Gattungen und Arten, unabhängig von ihrer Größe, merklich verschieden ist. Um Tagfalter, die schwachen Sphingiden und Nachtfalter zu tödten, nehme man ein reines Sengglas, wie in solchen der sogenannte französische Senf verkauft wird, in der Höhe von 12 bis 15 Centimeter; auf der untern Seite des gut schließenden Korkes befestige man mittelst Siegellacks ein kleines Stückchen Baumwolle. Während nun mit diesem fahrtigen Glase der Schmetterling dem Reize oder dem Suchtbehälter entnommen wird, träufelt man gleichzeitig auf die Baumwolle zwei bis fünf Tropfen Aether, wonach das Glas allso gleich verflochten wird. Die Zeit, welche einer von den hier gemeinten Schmetterlingen braucht, damit er aus dem Zustande der Betäubung in den des Todes trete, ist nach Art und Alter verschieden. Der Tod ist jedoch unschwer nach einiger Routine zu konstatieren. Wie auch die Stellung sei, welche der Schmetterling beim Eintritt der Betäubung angenommen, so wird sich immer und zwar nicht unauffällig durch den Tod verändern, welche Veränderung zugleich als ein sicheres Kriterium des erfolgten Todes gelten kann. Die größeren Sphingiden und Nachtschwärmer lassen sich in füglich abzuwartender Zeit durch fortgesetzte Aetherbetäubung nicht tödten. Diese hat man vielmehr nach der Aetherisirung aufzuspannen und ihnen sodann eine in eine starke Chantallilösung getauchte Stahlfeder zwischen Kopf und Thorax in den Leib zu stechen, mit der Feder aber in der Wunde zu verweilen, bis ein krampfhaftes Zusammenziehen der Extremitäten des betäubten Schmetterlings das Eintreten des Todes anzeigt, der durch eine eventuell wiederholte Chantallilösung zu beschleunigen ist. Vor dem Aufspannen diese Vergiftung auszuführen, ist der nach derselben eintretenden Leibesstarre wegen unthunlich.

Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Pompadour für die Puppe. Eine getreue Nachbildung des Pompadours, welcher sich in der Welt der Erwachsenen gegenwärtig einer besondern Beliebtheit erfreut, ist diese kleine Handarbeit, von der Mädchenhand für ihre Puppe anzufertigen, eine ebenso unschwere als zierrliche Aufgabe. Es eignet sich jeder schwarze oder farbige Rest in Atlas oder Sammet dafür, und in den meisten Fällen wird eine Revision von Mamas Nesterstrickchen den Ankauf des erforderlichen kleinen Stückschens überflüssig machen. Der Pompadour verlangt einen 4,2 Centimeter breiten, 8 Centimeter langen Theil von Sammet oder Atlas, welchen man zur Hälfte seiner Länge



Fig. 1.

zusammenlegt und auf der Vorder- und Rückseite mit dem auf Figur 2 angegebenen Muster besticht. Zu diesem Zweck heftet man ein 2 Centimeter breites Stück Kanevas auf den Stoff und sticht das Muster in zweifarbiger Filofelise darauf, wonach man die Stickerei mit feinen Goldfäden umrandet. Auf einem Pompadour von olivenfarbigem Atlas, wie obiges Modell, sieht die Stickerei, in hellblauer und rother Seide ausgeführt, besonders fein aus.

Nach Vollendung der Stickerei werden die Kanevasfäden sorgsam ausgezogen und der Atlas mit gleichfarbigem Seidenstoff gefüllt. Dann verbindet man ihn an den Längenseiten bis 1,5 Centimeter weit vom oberen Querrand entfernt, und durchnäht ihn daselbst für eine einzulegende Zugkammer. Dafür wird eine Seidenkammer von der Farbe des Pompadours gewählt, deren Enden mit Quasten abschließen. Das Muster kann auch noch für andere Bedürfnisse der Puppenstube Verwendung finden, zum Beispiel für Kissen, Wagen- oder Wägenbetten und dergleichen. Denn wie verwöhnt sind doch heutzutage selbst die Puppen!



Fig. 2.

Albumblatt.

Brautlied.

Welch' ein Scheiden ist seliger,
Als das Scheiden von Mädchentagen?
Welch' ein Klagen ist fröhlicher,
Als in Myrten um Veilchen klagen?

Da dein Schifflein im Hafen noch lag,
Meerwärts oft die Wimpel sich regten,
Ob auch kofender Wellenschlag,
Land und Himmel es heimlich hegten.

Nun die Anker gelichtet sind,
O wie fröhlich die Fahrt in's Weite!
Düfte schwimmen im Frühlingswind,
Und du lächelst an seiner Seite.

Manch' ein segnender Seufzer schwingt
Sich in's Segel, lind es zu schwellen,
Kas dieß Lied, das die Liebe singt,
Sich als günstigen Hauch gesellen.

Paul Heyse.

Elly's Schuh.

Humoreske

von

Bernhard Stavenow.

(Schluß.)

Es war schon tief in der Nacht, als wir in Heidelberg in den Zug stiegen. Ich zog die Gardine vor das an der Decke des Coupé angebrachte Licht, da Miß Elly ein wenig schlafen wollte, und es herrschte nun gänzliche Dunkelheit in dem engen Raum.

Mr. Withon hatte es sich bequem gemacht und sein langes Piedestal quer über die Sitze gelegt. Lobby hatte sich meine rechte Seite als Niststube erwählt, und Miß Elly lag wie eine Sphinx auf den Kissen mit meinem Plaid zu Füßen. Unsere Bekanntschaft war immer intimer geworden, und in ihrem Auge schien mir eine süße Erwiederung meiner Gefühle entgegen zu leuchten.

Das erste Zeichen zur Abfahrt war schon ertönt, als plötzlich die Thür nochmals aufgerissen wurde und der Schaffner, trotz aller Opposition von Seiten Mr. Withon's, uns noch zwei Passagiere in's Coupé schob.

Man konnte in der Dunkelheit nicht erkennen, ob es zwei Frauen oder zwei Männer waren. Erst als die Ankömmlinge sich in eine Ecke niedergelassen hatten, glaubte ich eine männliche Stimme zu vernehmen, welche besorgt fragte:

„Ist Dir nun besser?“

„Es geht!“ gab die zweite Person zur Antwort, die augenscheinlich ein weibliches Wesen war.

„Willst Du es Dir nicht bequem machen?“ fragte darauf der Mann.

„Ja!“ antwortete weinerlich die Dame. „Ach, diese abscheuliche Reise!... Wären wir lieber zu Hause geblieben!“

Ich war bitterböse über die Dazwischentunft dieser neuen Passagiere und wünschte sie zu allen Teufeln. Sie schnallten jetzt Reisebeden auseinander, holten Pelze hervor, und ich sah gerade, daß die Dame sich behaglich niederlassen wollte, als plötzlich ein markdurchdringender Schrei durch das Coupé gellte, dem ein gräßliches Winseln folgte.

Wir fuhren Alle entsetzt in die Höhe.

„Ach, ich habe mich auf Ammy geseht!... Das arme Thier!“ hörten wir aus der Ecke her die Dame rufen.

Mr. Withon fühlte sich darauf veranlaßt, einige erzürnte Worte über die Unschicklichkeit, einen Hund mit in's Coupé zu bringen, laut werden zu lassen, und Miß Elly flüsterte mir zu, wie unangenehm es sei, daß wir nicht allein geblieben.

Mittlerweile hatte sich Ammy wieder beruhigt. Die beiden Gestalten bei ihm verdichteten sich zu noch unformlicheren Umrissen und schickten sich zum Schlafen an.

Es wurde ganz still im Coupé und ich hörte die regelmäßigen Athemzüge von Miß Elly.

Plötzlich machten sich aus der dunklen Ecke seltsame Laute bemerkbar. — „Grrrrha!“ klang es in schnarrendem Bass, piano beginnend und immer stärker anschwellend. Nach einigen Takten Solo gesellte sich ein schneidender Diskant dazu: „Die—ra, hie—ra!“ — Ammy akkompagnierte das Duett, indem er in kurzen Zwischenräumen sich durch verächtliche Bewegungen bemerklich machte, wobei seine am Halsband hängenden Steuerzeichen in klirrende Bewegung geriethen.

„Grrrrha!“ rasselte es jetzt laut auf, dann trat eine Pause ein, wo wiederum das „Die—ra!“ zur Geltung kam. Darauf machte der Herr eine Wendung und schlug kräftig eine andere Tonart an.

Elly hatte die Augen aufgeschlagen, sah erschreckt auf mich und flüsterte: „Welch' entsetzliche Töne!“

„Ja, ein unheimliches Konzert!“ replizierte ich. „Ich kann schon über ein Mittel nach, uns davon zu befreien!“

Ammy hatte uns sprechen gehört; er knurrte leise.

„Ach, und ein Hund im Coupé... wie rücksichtslos!“

Erneutes und stärkeres Knurren.

„Man könnte sich ordentlich fürchten!“

„O nein, das brauchen Sie nicht, Miß Elly, — und wären wilde Thiere um uns, den letzten Blutstropfen vergrößere ich freudig, um Sie zu schützen!“

Diese schönen Worte hatte ich mit unterdrückter Begeisterung gesprochen und beugte mich hinüber, um ihre Hand zu küssen, als Ammy, von dem verdächtigen Geräusch unangenehm berührt, plötzlich ein derart wüthendes Gebell erhob, daß alle Schläfer mit lautem Aufschrei aus ihren Träumen aufwachten.

Es kam zu einer heftigen Expektoration, und da der Zug gerade hielt, fühlte ich mich im Interesse meiner neuen Bekannten dazu veranlaßt, den Schaffner herbeizurufen und den eingeschmuggelten Ammy zu denunzieren, worauf dieser unter dem Beifall seiner Herrschaft in's Hundecoupé abgeführt wurde.

Man versuchte wieder zu schlafen, trotzdem sich die alte Dame noch gar nicht beruhigen konnte und immer über die bösen Menschen klagte, die kein Mitleid mit armen Thieren hätten.

Ich knüpfte mit Miß Elly wieder ein Gespräch an, wobei ich ihre Hand in der meinigen hielt, die sie mir ruhig überließ. Gerade fing ich an, von einer Sympathie zu sprechen, die zwischen Menschen bestehen könnte, von einer seelischen Verwandtschaft, die sich gleich bei der ersten Begegnung fühlbar machte, als plötzlich wieder das verdächtige „Grrrrha!“ aus der Ecke schallte.

„Ach, wie abscheulich!“ sagte Elly. „Da wird man gar nicht schlafen können!“

„Nun, so plaudern wir!“ sagte ich.

„Die—ra!“ begann der Diskant einzusehen.

„Mein Gott, da kann man ja nervös werden!“ bemerkte Elly erschreckend.

Ja, sie hatte Recht!... Nicht bloß nervös, sondern toll!... Sowie ich begann, in den zartesten Worten von der Hochachtung zu sprechen, die ich für sie hege, ertönte wie höhrend: „Grrrrha!“ und förmlich vergnügt lachend: „Die—ra!“ dazwischen.

Mittlerweile erwachte auch Mr. Withon von diesem greulichen Konzert.

„That is horrible!“ donnerte er empört. „Wer schnarcht so?“

Ich weckte die beiden eminsenen Gestalten, und es entspann sich abermals eine heftige Diskussion, die damit endigte, daß ich den beiden Schnarchern in energischster Weise ankündigte, ihnen vom Schaffner ein anderes Coupé anzuweisen zu lassen, wenn sie nochmals in solcher unerträglichen Weise ihre Mitreisenden belästigten. Erneuter Jammer über die schlechten Menschen folgte... dann stille Resignation in der dunklen Ecke.

Eine heilige Ruhe war eingetreten.

Miß Elly war sanft eingeschlummert; sie lächelte im Schlaf wie ein Kind. Ein Lichtschein, der sich von oben her durch die Umhüllung stahl, fiel auf ihr goldiges Haar. Ich verwandte keinen Blick von ihr.

Schließlich forderte aber die Natur auch von mir ihr Recht — ich schlief ein und erwachte erst wieder, als der Schaffner mit Stentorstimme in's Coupé rief:

„Badel... Alles aussteigen!“

Im Augenblick war Alles lebendig, bis auf die beiden letzten Passagiere, die noch immer dem Schlaf huldigten.

Es war halb fünf Uhr Morgens... die Lampe war ausgegangen und von außen drang ein grauer Lichtschein als Bote des Tages herein. Beim Aussteigen schien sich eine heillose Verwirrung zu ergeben, aus der sich zuerst Mr. Withon befreite. Er stand schon auf dem Perron, als Miß Elly noch immer mit verlegenem, ängstlichem Gesicht auf dem Polster saß, trampschaft ihre Füße unter ihr Kleid versteckend und immerfort suchend um sich schauend. Sie hatte meinen Plaid wieder zusammengerollt und mir überreicht.

Mr. Withon verabschiedete sich von mir mit dem Ersuchen, wenn ich nach Zürich käme, ihm die Ehre zu geben, damit wir wieder zusammen zeichnen könnten. Dann rief er ungeduldig Elly, nachdem er einem Hoteldiener seine Effekten eingehändigt und Plätze im Wagen des „Hotels zu den drei Königen“ bestellt hatte. Miß Elly's Verlegenheit wurde immer größer, und auf erneutes Fragen ihres Papa berichtete sie fast unter Thränen, daß ihr — ein Schuh fehle!

Sie hatte sich während der Fahrt von der lästigen Fußbekleidung befreit und rothe Sammetpantöffelchen angezogen. Jetzt, nachdem sie den einen Pantoffel wieder mit einem Schuh vertauscht hatte — machte sie die Bemerkung, daß der zweite verschwunden war. Es lag nur die Möglichkeit vor, daß der Schuh in der Nähe der Thür gelegen haben mußte und beim Öffnen derselben durch den Schaffner hinausgefallen war.

Was blieb übrig?... Die Angebetete reichte mir zum Adieu die Hand — ich fühlte einen sanften Druck, und fort schwebte meine Holbe in einem Pantoffel und in einem Schuh! Sie bückte sich, als sie über den Perron ging, um den profanen Blicken der Umstehenden die mangelhafte Fußbekleidung zu entziehen.

Es war mir, als hätte ich mein höchstes Kleinod verloren. Ich nahm meinen Plaid, rief der schlafenden Ecke noch ein unfreundliches Adieu zu und wollte eben aus dem Coupé springen, als ich in der Nähe der beiden Langschläfer eine glänzende Lackspitze unter dem Sitz hervorleuchten sah.

„Ah... da ist ja der Ausreißer!“ dachte ich, griff hastig darnach und eilte mit dem Schuh zum Ausgang.

Der Hotelwagen mit der Familie Withon war aber schon fort.

Ich war indeß nicht böse darüber; denn ich hatte ja nun eine Gelegenheit gefunden, Miß Ely noch einmal wiederzusehen. Voller Inbrunst drückte ich den Schuh an meine Brust; dabei gewahrte ich, daß er von ziemlich großer Dimension war. Ja, er erschien mir sogar furchtbar plump und umgeschickt. Von welchem Glacéleder angefertigt, war er zum Ueberfluß noch mit rother Wolle gefüllt, hatte lange Schnürbänder und gar keine Abfälle. Ich verglich ihn mit meiner Fußbekleidung und fand, daß er mir reichlich gepaßt hätte; ich zog aber auch gleich in Betracht, daß ein Schuh für eine Schweizerreise und für Fußtouren viel bequemer sein mußte wie für den Gebrauch im Salon. Zudem machen ja auch die Engländer durchaus keinen Anspruch auf kleine Füße. Er war von ihr... das war mir genug.

Nachdem ich eine Erfrischung genommen, trat ich in das Rollbureau, ließ meine Sachen durchsehen und erblickte dabei flüchtig durch die Scheiben zwei in große Mäntel gewickelte Gestalten auf dem Perron stehen, von denen die eine links und von der andern geführt wurde. — Das mußten unsere schnarchenden, jetzt erwachten Coupéinsassen sein, und der Dame schien die Fahrt nicht gut bekommen zu haben.

Im Hotel zum weißen Kreuz angelangt, ließ ich mir ein Zimmer geben und fragte den erscheinenden Kellner, ob ein Herr Karich nebst Frau schon angekommen sei, erfuhr aber von dem noch sehr verschlafenen dreinschauenden Jünger der edlen Serviturst, daß Reisende dieses Namens noch nicht seinem, den denkbarsten Ansprüchen der Neuzeit Rechnung tragenden Hotel die Ehre ihres Besuches geschenkt hätten. Mitsein war ich noch frei und konnte der Miß Ely persönlich den verloren geglaubten Schuh gleich zurückbringen. Aber noch war es zu früh. Ich machte deshalb peinlich Toilette und öffnete das Fenster, das zum Rhein hinausging. Draußen lag das Hotel zu den drei Königen, unter dessen Dach mein Ein und Alles weilte.

Als es gegen zehn Uhr geworden war, wickelte ich den Schuh sauber in schneeweißes Zeichenpapier, das ich aus meinem Koffer hervorgeholt hatte, und machte mich auf den Weg.

An der Rheinbrücke stand ein Mädchen und bot mir Blumen zum Kauf; auch eine Rose war darunter — die „letzte des Sommers“, wie die poesiebewanderte Verkäuferin bemerkte.

„Die letzte Rose“, dachte ich, „wird Ely anheimeln.“ Ich kaufte sie und verbarg sie zierlich in dem lackbespizten Schnürschuh.

Bald darauf stand ich vor dem Zimmer Nummer 12 in den drei Königen. Auf mein schüchternes Klopfen hörte ich innen die Stimme des Engländers ein raues „Herein!“ rufen, das mein Herz klopfen noch in geometrischer Progression steigern machte und die schon zum Dessinen auf die Thürklinge gelegte Hand erschreckt zurückfahren ließ.

Doch schnell überwand ich die unmännliche Schwäche, da ich ja gewiß war, freundlich aufgenommen zu werden.

Die Thür ging auf, und ich vernahm in demselben Augenblick einen Schrei von Ely's Lippen und sah sie in einem duffigen Morgengewand, das blonde Haar mit Lockenwickel beschwert, wie eine überraschte badende Waise in's Nebenzimmer huschen. Mr. Withon lag in einen ungeheuren Schlafrock gehüllt auf dem Sopha und ließ die Beine über die Lehne baumeln, während Lobby beschäftigt war, mit Pomade die Fensterscheiben blind zu malen.

Man schien gerade den Thee eingenommen zu haben. Mr. Withon, der jedenfalls einen Kellner erwartete, war bei meinem Anblick hastig aufgesprungen und blickte seine grauen Augen erstaunt auf mich — meinen grauen Anzug und das Paket unter meinem Arm.

„Ah, mein Herr, Sie?... Was verschafft mir die Ehre Ihres frühen Besuches?“ fragte er, indem er beständig bemüht war, die Schöße seines langen Schlafrockes über einander zu ziehen.

„Entschuldigen Sie, daß ich zu stören wagte,“ entgegnete ich mit dem verbindlichsten Lächeln, „aber Ihr Fräulein Tochter hatte heute Nacht das Mißgeschick, einen ihrer Schuhe zu verlieren... sie glaubte ihn verloren... allein ich war so glücklich, ihn beim Aussteigen noch in unserem Coupé zu entdecken, und konnte mir das Vergnügen nicht verjagen, ihn persönlich zurückzubringen!“ — Dabei hatte ich das Paket unter meinem Arm hervorgezogen und händigte es dem verblüfften Dastehenden ein.

„You are very kind!... My very best thanks!“ rollte mir Mr. Withon wohlwollend entgegen und reichte das Paket seiner Tochter in's Nebenzimmer.

„Who would have believed it?... Mein Herr, Sie machen mich zu Ihrem ewigen Schuldner!“ hörte ich von dort aus Miß Ely sagen. Dann vernahm ich, wie sie den Schuh von seiner papierenen Umhüllung befreite und gleich darauf einen — empörten Schrei ausstieß. Im nächsten Augenblick flog der Schuh mir vor die Füße in's Zimmer herein, begleitet von Worten, wie ich nie glaubte, daß sie Miß Ely's Munde entfließen könnten.

„That is shameful!... Das ist ein abscheulicher Scherz, eine Infamie!... Papa, weise dem Herrn die Thür!“ — Und krachend flog die Thür in's Schloß.

Mr. Withon hatte sich gebückt... seine Augenbrauen

zogen sich krampfhaft in die Höhe, als er auf den am Boden liegenden Schuh sah... dabei nahmen seine Züge einen Ausdruck an, der mich erschrecken machte. Er lief mit großen Schritten zur Zimmerthür, öffnete sie, und mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde brüllte er mir die Worte zu:

„Herr, wenn Sie sich auf unserer Insel mir gegenüber diesen einfältigen Wit erlaubt hätten, so würde ich Ihnen auf gut Englisch bewiesen haben, was es heißt, einen Gentleman zu beleidigen; hier rathe ich Ihnen nur, befreien Sie mich augenblicklich von dem Anblick Ihrer Person, oder ich sehe mich veranlaßt, Ihnen dabei behülflich zu sein!“

Mir war zu Muth, als müßte ich in die Erde sinken. Ich hätte mich wohl sehen mögen, wie ich da stand... verblüfft... keines Wortes fähig. Instinktiv folgte ich aber der an mich ergangenen Einladung und wurde erst draußen auf dem Korridor durch einen lauten Klatsch auf meinen Rücken der Betäubung entrisen. Lobby stand lachend vor der Zimmerthür; er hatte sich den Spas gemacht, mir den Schuh nachzuwerfen, und freute sich des gelungenen Wurfes.

Ich griff nach dem unseligen Nothgefütterten, um mich zu revanchiren, besann mich aber eines Bessern, knöpfte ihn hastig unter den Rock, stieg die Treppe hinunter und schlich, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, wie ein begossener Pudel von dannen.

Bis in die Tiefe meines Herzens getroffen, fühlte ich mich unsagbar beleidigt!... Immerfort glaubte ich die Worte zu vernehmen: „Papa, weise dem Herrn die Thür!“... Statt des gehofften schüchternen Liebesgrüßes ward mir dieser Empfang.

Hastig Schritt ich der Rheinbrücke zu... mein Kopf brannte wie Feuer... die Frische, die von den lichtgrünen Fluten des Rheins heraufdrang, that mir wohl.

Indem ich mich auf das Brüdengeländer lehnte und in die Wogen starrte, dachte ich darüber nach, was Miß Ely so beleidigt haben könnte und wodurch Mr. Withon den Glauben bekam, ich wollte mir einen — einfältigen Wit mit ihm machen.

Ich zog den noch immer krampfhaft unter dem Rock versteckt gehaltenen Schuh hervor; dabei fiel mir das kleine, jetzt arg zerquetschte Bouquetchen entgegen, die letzte Rose war ganz entblättert. Sollte das der Grund des Mißfallens gewesen sein? Darum: „Papa, weise dem Herrn die Thür!“

Eine Wuth erfaßte mich... die unschuldsvollen Blumen sollten an meinem Herzen ruhen... aber der nichtswürdige Schuh dem Verderben geweiht werden.

Schnell einen Blick um mich werfend, daß ich unbeobachtet sei, schob ich den Nothgefütterten auf das Geländer noch ein langes, schmerzliches Anschauen und — plumps! — da lag er im feuchten Element, majestätisch sich wiegend und mit der Lachspitze die Wellen durchschneidend.

Einige Fischer, die in der Nähe beschäftigt waren, erblickten ihn bald darauf und machten sich gegenseitig auf die seltsame Erscheinung aufmerksam. Wie ich die Brücke verließ, bemerkte ich eine allgemeine Verfolgung; — ob sie ihn aber eingeholt haben, konnte ich nicht mehr sehen!...

Wenige Minuten nach meinem Erscheinen im Hotel zum weißen Kreuz kam der Kellner zu mir in's Zimmer, um mir mitzutheilen, daß die von mir erwarteten Herrschaften eingetroffen seien und um meinen Besuch bäten.

„Sie scheinen etwas leidend zu sein, besonders die Dame,“ sagte der Garçon; „diese hat auf der Reise auch Malheur gehabt und gleich bei ihrer Ankunft nach einem Schuster schicken lassen, da ihr unterwegs im Coupé ein Schuh gestohlen worden.“

Eine furchtbare Ahnung stieg in meinem Innern auf, und bekommen sagte ich, um doch wenigstens etwas von mir zu geben: „Untenwegs ein Schuh gestohlen?... Das kann wohl gar nicht möglich sein!“

„Doch, doch!“ erwiderte der Kellner. „Und das Fatalste dabei ist, daß soeben schon ein zweiter Schuhmacher gerufen werden mußte, da die Dame einen etwas stark entwickelten Fuß hat und bis jetzt kein Paar Schuhe ordentlich paßte.“

Trotz der immer größer in mir werdenden fürchterlichen Vermuthung mußte ich mich dennoch zu Herrn und Frau Karich begeben. Meine Kniee zitterten, als ich die Treppe hinunterstieg und wieder schlagenden Herzens vor einer Thür stand.

Ich klopfte... eine mir bekannt vorkommende Stimme sagt innen: „Herein!“... ich trete ein... höre das Bellen eines Hundes, das mir wie ein Armeesünderglocklein in die Ohren gellt und — erblicke zwei in ungeheure Schlafrocke eingehüllte Gestalten. Vor einer derselben kniet ein beschürzter junger Mann... um ihn her auf dem Boden stehen diverse Nothgefütterte mit Lachspitzen; soeben richtet er sich auf und sagt achselzuckend: „Ich bedaure, es paßt wieder kein Paar!“

Als ich näher trete, sehen die beiden Gestalten im Schlafrock auf — ein langer, fragender Blick — gegenseitiges Erkennen und — Tableau!!

Nach zehn Minuten brachte mir der Kellner einen kurzen Brief auf mein Zimmer, worin mir Onkel Karich schrieb, daß er morgen nach Reutlingen zurückreife und mir anrathe, mich nie wieder vor ihm und seiner Frau blicken zu lassen. Beigelegt waren die Auslagen für meine Her- und Rückreise — aber bloß dritter Klasse!

Zwei Stunden später sah ich wieder im Waggon und fuhr gen Reutlingen; auch den Dampfer benutzte ich wieder. Da sehr rauhe Witterung geworden war, schnallte ich meinen

Plaid auf. Wer aber malt meinen Schrecken, als mir beim Auffschnallen aus den Falten ein zierlicher, kleiner, reizender Schuh entgegenfiel, mit glänzender Lachspitze und hohem Absatz, für den Fuß eines Kindes.

„Ah, Ely, verzeih mir! Dein Papa, weise dem Herrn die Thür!“ war gerechtfertigt... Ja, ich hatte Dich tief beleidigt!

Hatte ich auf der Hinreise oben auf dem Verdeck gefessen und nichts von der Umgebung gesehen — so sah ich diesmal unten in der Kajüte, im entlegensten Winkel, und sah ebenfalls nichts — als den kleinen Schuh, den meine beiden Hände zärtlich umschlossen hielten.

Von Onkel Karich habe ich keinen grauen Anzug mehr bekommen.

Sechs Jahre waren seit den soeben erzählten Begegnissen vergangen, als ich bei Einrichtung einer großen Spinnfabrik unweit von Liverpool beschäftigt war.

Man veranstaltete eines Tages in der Nähe eine Regatta; ich befand mich in einem der Boote. Als die Preise vertheilt wurden, zu deren Empfängern auch ich zählte, betrat ich unter den Klängen des „Rule Britannia“ die Tribüne. Eine Gruppe von Herren und Damen empfing mich. Ein riesig langer Engländer trat hervor und überreichte mir mit einer kurzen Ansprache meinen Preis.

Ich sehe auf und erblicke — Mr. Withon!... Da neben Miß Ely am Arme eines jungen Mannes, an der Hand ihr verjüngtes Ebenbild in Gestalt einer kleinen Miß Ely, — und Lobby, ein lang aufgeschossener Jüngling in malerischem Ruderkostüm. — Man erkannte mich nicht, da mir inzwischen ein Vollbart gewachsen war...

In meine Wohnung zurückgekehrt, beglückte ich am andern Morgen meine Aufwärterin mit dem zierlichen Damenschuh, der bis dahin als süße Erinnerung an Ely über meinem Bett an der Wand gehangen hatte, und händigte ihr dazu den Betrag für den zweiten ein, um ihrer Tochter zu der bevorstehenden Konfirmation eine würdige Fußbekleidung zu verehren.

Gustav Werner,

der große Menschenfreund.

(Portrait S. 20.)

Wer kennt nicht, und wäre es nur aus den Gedichten Uhland's, die gewerbliche Stadt Reutlingen? In dieser schmückigen Stadt hat der große Menschenfreund Werner sein Meisterwerk vollbracht. Hier kann jedes Kind dem Fremden das „Bruderhaus“ zeigen, den Mittelpunkt und das Hauptquartier seiner Thätigkeit. Wie einfach und idyllisch klingt sein Name, und doch ist das „Bruderhaus“ keines von denen, welche sonst hier und dort in deutschen Landen Gott zur Ehre, dem Nächsten zuliebe im Schatten trauilicher Waldheimlichkeit oder umgeben vom Schmuck blühender Gärten, abseits vom lärmenden Tagesverkehr, erbaut worden sind. Unmittelbar an die Stadt anschließend, steht es da im vollen Ernst werktätiger Arbeit mit seinen geschwärzten Fabrikgebäuden, seinen Schornsteinen, Etagen und Wohnhäusern. Bei einem Blick nur von außen hinein kann auch ein erfahrener Beobachter recht wohl im Zweifel sein, was dieses Konglomerat von Häusern eigentlich vorstellen soll. Wer aber einen Gang durch ihre weitläufigen Räume gemacht hat, wer auch nur ein paar Stunden den Pulschlag des Lebens in denselben gefühlt hat, dem bleibt aller Zweifel benommen: der Geist christlicher Liebe hat das Alles geschaffen, er regiert auch drinnen als das beglückende Lebenselement für kleine und Große, für Starke und Schwache.

Also das „Bruderhaus“ in Reutlingen, woraus besteht es denn? Aus einem schönen, kürzlich neu erbauten Schul- und Kinderhaus, in welchem gegen hundert der Noth entzogene Knaben und Mädchen Pflege, Unterricht und Erziehung genießen; aus praktisch eingerichteten Oekonomiegebäuden zum Betrieb einer umfangreichen Landwirtschaft; vor Allem aber aus einem industriellen Etablissement, welches eine Holzwaarenfabrik, Metallgießerei, Schlosserei, Eisendreherei und Schmiedewerkstätte in sich vereinigt.

Die Arbeitskräfte dieser landwirtschaftlichen und industriellen Anstalten sind in erster Linie jene Kinder aus der Rettungsanstalt des Kinderhauses; frühlich sieht man sie in der schulfreien Zeit Gärten, Wiesen und Felder bestellen, in Stall und Scheune hantieren; und wenn die Knaben der Schule entwachsen sind, so treten sie als Lehrlinge in eine der Werkstätten ein; fünfzig junge Leute finden gleichzeitig Ausbildung in einem Handwerk und zugleich während der trübsamen ersten Jünglingsjahre Schutz gegen die Versuchungen des Lebens. An die Lehrlinge schließt sich ein anderes eigenartiges Element der Bevölkerung des Bruderhauses an, erwachsene Leute, sogenannte Pflücker, meist körperlich oder geistig recht reduziert, welche für ihre kleinen Kräfte hier noch zweckmäßige Verwendung finden. Wie mancher Vater, wie manche Gemeindegemeinde hat Werner's Haus schon gegnet dafür, daß ein Sohn oder eine Tochter, die Jedermann für unbrauchbar zur Arbeit erklärte, hier noch unter schonender Behandlung Anleitung zu nützlicher Beschäftigung erhielten! Und dasselbe Haus bietet den Armen auch ein freundliches Asyl, falls ihre Arbeitskraft vollends ganz dahin ist!

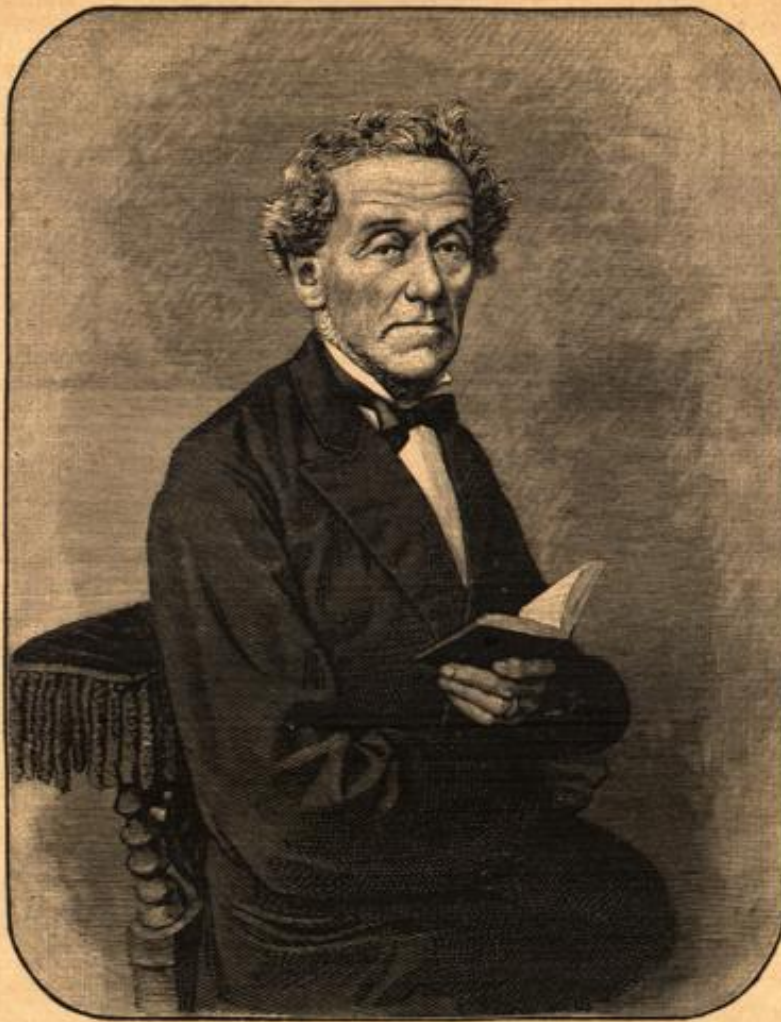
Katzenfisch könnte namentlich eine erfolgreiche industrielle Produktion nicht erreicht werden ohne einen Stamm völlig tüchtiger Arbeitskräfte, der vorhanden ist. Hierher sind die „Hausgenossen“ zu zählen, Männer und Frauen, die das Lebenswerk des Hauses an Jung und Alt als Lebensberuf auf sich genommen haben, unter Werner's Direktion seine Geschäfte und Geschäftsinnen sind und meist auch finanzielle Opfer für seine Anstalten bringen. Endlich beschäftigt das Bruderhaus noch Arbeiter mit vollem Lohn; sie wohnen außer dem Hause, erscheinen dem vielseitigen Vater Werner aber mit Recht keineswegs als ein leidiges Anhängsel seiner Sache, das nur denüßt werde; wohl er doch, wie segensreich eine stetige moralische Beeinflussung der arbeitenden Kreise seitens des Arbeitgebers ist.

Die Hausgemeinde Werner's in Reutlingen umfaßt jedenfalls

vierhundert Seelen; für sie ist der ehrwürdige Mann Alles in Allem: Vater, Freund, Lehrer, Seel- und Leibforger; aber er gehört ihnen nicht allein, denn allwöchentlich wird er auch auswärts erwartet in seinen Zweiganstalten, welche er, zehn an der Zahl, auf dem Schwarzwald und auf der Alb, oben und unten im Württembergischen Land, unterhält. In denselben herrscht hier der industrielle Betrieb, dort der landwirtschaftliche vor, und liegt der Schwerpunkt bald auf der Erziehung der Jugend, bald auf der Pflege und Beschäftigung der Alten; wir würden auch bei einer Wanderung durch diese Zweiganstalten auf eine klappernde Mühle oder einen duffenden Kramladen stoßen. Aber überall begegnen wir denselben Grundgedanken: Rettung und Berufsbildung der verwaisteten Jugend, Beschäftigung körperlich und geistig Gebrechlicher, Asylirung Arbeitsunfähiger, sittlich-religiöse Beeinflussung Aller, auch der mit den Anstalten nur lose Verbundenen. Dem entsprechend sind auch die Elemente der Anstaltsbevölkerung überall dieselben; da sind Kinder, Lehrlinge, Pflöglinge, „Hausgenossen“, zusammen etwa tausend Personen, von der Reutlinger Hausgemeinde abgesehen.

Unter den Zweiganstalten verdient die Papierfabrik Dettingen besondere Erwähnung, nicht nur deshalb, weil sie ein anerkannt gutes Papier liefert, das die Regierung sogar zu ihren Obligationen gebraucht, sondern weil sie einst das Schmerzenskind der Werner'schen Unternehmungen war und heute deren finanzielle Stütze ist.

Fragen wir nun: wer ist der Mann, dem es gelang, einen so ausgedehnten Komplex von Rettungs-, Beschäftigungs- und Versorgungsanstalten zu gründen, und welche Mittel dienten ihm zur Erreichung seiner Zwecke? so lautet die Antwort ganz anders, als zu erwarten wäre. Denn wir lernen in Werner keinen reichen Fabrikherrn kennen, der die Erträgnisse wohlgeleitener Spekulationen philanthropischen Zwecken zugewendet hat, auch keinen Großgrundbesitzer, dem Hunderte von Morgen der gegebene Untergrund seiner Bestrebungen gewesen wären; aber einen Mann voll apostolischen Liebes- eifers, in dessen Händen Stein zu Brod, Pfenninge zu Tufaten wurden. Gustav Werner, geboren den 12. März 1809, Sohn des ehemaligen Finanz- kammerdirektors Johannes Werner in Reutlingen, studierte in Tübingen Theologie. Im Jahre 1834 kam er als Pfarrvikar nach Walldorf, drei Stunden von Reutlingen entfernt, wo Anno 1837 sechs Waisen zuerst sein Herz rührten, so daß er der anfänglichen Hartnäckigkeit der Dorfbewohner zur Beschämung und trotz seines dürftigen Jahresgehalts von 86 Mark bei freier Station ihre Versorgung in Gottes Namen auf sich nahm. Zu seinen ersten



Gustav Werner. (S. 19.)

Pfleglingen kamen bald weitere, die er, unterstützt von den Natural- gaben seiner Gemeindeglieder, durch eine wohlgeleitete Hausmutter in einer Miethswohnung erziehen ließ. Es waren aber kaum drei Jahre vergangen, als er sich über seinen Lebensberuf klar war.

Er gab sein Vikariat und damit den Kirchendienst auf, mietete in Reutlingen ein Haus zur Rettungs- anstalt für Kinder und am 14. Februar 1840 zog er daselbst mit zehn Kindern ein; auf einem Bauern- wagen war Alles zusammengepackt, was die junge Anstalt an Mobiliar und Mundvorrath zunächst be- lief; sein Geld hatte bequem in Werner's West- täschchen Platz, und heute noch sagt er lächelnd über seinen ersten Einzug in Reutlingen: „Wenn sie gewußt hätten, was für ein bettelarmer Mann zu ihnen komme, sie hätten mich nicht hineingelassen.“

Dennoch hat das Werner'sche Haus nie Mangel gehabt. Der Herr segnete die eigene Arbeit der Kinder, welche mit der damals blühenden Striderei beschäftigt wurden; von schönem Erfolg waren auch die Kollektentreifen des Vater Werner begleitet, den wir auf letzteren von einer neuen Seite kennen lernen, als ergreifenden Volksredner (Reiseprediger), der Herzen zu rühren wußte, wenn er von der Noth der Brüder, von der dringenden Pflicht zu helfen sprach und dabei sein tiefes, seelenvolles Auge wie nach Mitarbeitern suchend durch die Versammlung hingehen ließ. Geradezu Erstaunliches hat sein Eifer in den Jahren seiner Kraft auf dem Gebiete der Reisepredigt zu Stande gebracht; vor der Sonne aufzustehen und an einem Tag an sechs Orten nacheinander zu reden und dabei noch einen Weg von vielen Stunden zu Fuß oder mit schlechter Fahrtafelgelegenheit zurückzulegen, das war ihm etwas Gewohntes. Dabei kam es ihm nicht darauf an, eine Kirche, eine Schule, eine dumpfe Bauernstube oder eine zugige Scheune als Oratorium zu be- nutzen. So wuchs die Zahl seiner Freunde und damit die der Wohlthäter seiner Anstalt, denn für sich selbst bedarf der edle Mann mehr als wenig; seine Kleidung fällt auf durch Schlichtheit, seine ehr- würdige Gestalt ist ein Beweis davon, daß er auch sonst auf äußeres Behagen keinen Werth legt.

Zur Striderei gesellten sich bald der landwirth- schaftliche Betrieb, und seit 1848, dem Bedürfnis der Zeit folgend, größere industrielle Unternehmungen, aus welchen schließlich die oben erwähnten mechanischen Werstätten herausgewachsen sind. In den fünfziger Jahren war die Noth auf dem Lande groß, so daß Werner nicht müßig zusehen konnte. Die Kartoffelkrankheit und anderer Mischwuchs der nassen Sommer brachten Tausende um's liebe Brod. Nun wurden jene ländlichen Kolonien gegründet, welche an mehr als zwanzig Orten Württembergs Jung und Alt Arbeit und Nahrung, Erziehung und christliche Pflege gewähren. Als Werner 1862 selbst Mittheilungen über sein Werk publicirte, hatte er, Reutlingen mit eingeschlossen, von 25 Ortschaften zu berichten, woselbst 16 landwirthschaftliche Betriebe mit zusammen 1282 Morgen, 12 Kramläden, 4 Mühlen,



Weinlese in Ungarn. Nach einer Skizze von H. Frhmann. (S. 15.)

19 andere gewerbliche Werkstätten und Anlagen den Zwecken des Menschenfreundes dienten. 1746 Personen lebten damals unter seinem Dach, darunter 227 jener „Hausgenossen“, welche als der engste Kreis von Jüngern und Jüngerinnen nach dem Beispiel ihres uneigennütigen Meisters die anerkanntesten Opfer an Zeit und Kraft wie an ihrem Vermögen brachten, das sie in widerständlicher Weise meist vollständig in die mannigfachen Unternehmungen setzten.

Von jenen 25 Arbeitsfeldern konnten freilich bis auf diesen Tag nicht alle behauptet werden. Und es ist dies nicht einmal zu bedauern; denn verlor Werner's Thätigkeit in neuerer Zeit

Einiges an Ausdehnung, so wurde sie auf der andern Seite um so intensiver. Es gab eine Zeit, in welcher die Bestrebungen der Werner'schen Gemeinde mit fast fieberhafter Energie betrieben wurden; dies führte zu einer ursprünglich unheilvollen Krise, hernach aber zur Herstellung eines dauernden Blüthenstandes der Anstalten. Im Jahr 1860 ging nämlich Werner in überraschender Weise vor; er besaß einen Vorrath von circa 7 Gulden damaligen Geldes, kaufte eine Wasserkraft bei Dettingen unter Urach und begann den Bau einer Papierfabrik, deren Ausfuhrung auf 4-500,000 Gulden veranschlagt wurde. Der Bau ward vollendet, aber das Betriebskapital fehlte. Künftliche

Freunde forderten ungestüm ihre Einlagen, kühle Kritiker redeten schon von „einem Stück verunglückter Organisation der Arbeit in Schwaben“, der schöne Bau schien in sich selbst zusammenzusinken und unter seinen Trümmern alle anderen Unternehmungen begraben zu sollen. Aber in eben diesen schweren Tagen erwies sich Werner als ein Mann edelster Art, der in demüthiger Wahrhaftigkeit die Grenzen seiner Kraft erkannte und dabei mit Mannesmuth keine christlichen Ideale festhielt. Er hatte für unsere Zeit vielleicht zu wenig gerechnet, dafür liebte und glaubte er um so mehr, und Beides blieb nicht unbelohnt. Es entstanden Hilfsvereine für Werner's Anstalten, ein

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Vauer (zu seinem Sohne): Wenn du freilich a fu schon sein willst mit de Mädle, wirst in Deinem Leben keine Frau kriegen. Da war ich Dir ein anderer Aert, wie ich um die Mutter gestrichelt hab!

Sohn: Ja, ich glaab', des kennst auch sein. Du host ja die Mutter g'heiratet, da thät' ich mich auch nicht scheitern.



Feldwebel: Sie haben gestern Abend, als Sie den Herrn Hauptmann v. Krädelbein wegen des Glatterleis über die Kasermentreppe herunterführen sollten, mitten auf der Treppe losgelassen und dadurch veranlaßt, daß der Herr Hauptmann gefallen sind und den Arm gebrochen haben. Wie kommen Sie dazu?

Soldat: Weil mir der Herr Lieutenant auf der Treppe begegnete.

Feldwebel: Run? — Und?

Soldat: Und weil in der Instruktion steht: Wenn der Soldat Jemand führt und es begegnet ihm ein Vorgesetzter, so soll er ihn rechtzeitig loslassen.



Adolf: Ich hab' schon einen neuen Reif und Du doch nicht!

Freiherr: Ich hab' schon ein Gewehr und Du doch nicht!

Adolf: Mein Vater ist schon Direktor und der Deine doch nicht!

Freiherr (triumphirend): Aber meine Großmutter ist schon gestorben und die Deine doch nicht!



O, wenn gnädige Frau, wie ich, das glänzende Plaidoyer des gnädigen Herrn über die berechtigten Ansprüche der unteren Klassen gehört hätten, — gnädige Frau würden mich verstehen!



Pferdebesitzer: Na, Levi, kannst Du mir nicht einen zuverlässigen Vierdecker vorschlagen?

Levi: Mühe mer der gnädige Herr erscht sage, ob Se ain brauche zum Einkauf oder ain zum Verkauf?



Diensthmann: Ru, Christoph, wo wollt Ihr denn hin?

Vauer: Nach Amerika.

Diensthmann: Ei, warum geht Ihr dann nit do durch's Schrötergäßche, do ist's jo 'n Viertelfund näher.

Hypothekenanlehen, an welchem sich auch das Ausland betheiligte, deckte die dringendsten Schulden; der Staat Württemberg wußte zu gut, was Werner schon geleistet hatte, als daß er sich nicht mit einer namhaften Summe engagiert hätte; die spezifisch kirchlichen Kreise, Werner früher wegen gewisser Sonderansichten in Glaubenssachen fernstehend, erwärmten sich mehr und mehr für ihn in dankbarer Anerkennung seines wahrhaft christlichen Liebesfeuers. So kam 1866 der „Allienverein zum Bräuderhaus“ zu Stande; er nahm die finanzielle Leitung seiner Anstalten dem Begründer derselben unter Bedingungen ab, welche seine erzieherische und geistliche Thätigkeit in keiner Weise behinderten und ihm zugleich die Möglichkeit eröffneten, bei günstiger Weiterentwicklung der

Sache seine alten Besitzthümer wieder zurück zu erwerben, und geht es weiter, wie nun seit Jahren, so wird das Werk Werner's in absehbarer Zeit auch finanziell wieder ganz selbstständig stehen. Jetzt schon besitzt er in seinen eigenen Anstalten — das heißt, in seiner Selbstlosigkeit nur für dieselben — ein Vermögen von rund einer halben Million Mark.

Werner ist über dem Allem ein alter Mann geworden. Viele Jahre voll Arbeit und Kampf haben den Scheitel des Fünfundsiebenzigjährigen gebleicht und seine elastische Gestalt gebeugt. Auch der herbste Verlust ist ihm nicht erspart geblieben, der Tod seiner Gattin und Mitarbeiterin, welcher er in zweiundvierzigjähriger kinderloser Ehe verbunden war. Aber die ungetheilte Anerkennung

und Dankbarkeit von Arm und Reich trägt ihn; der König von Württemberg, sein Landesherren, hat ihn mit einem hohen Orden ausgezeichnet, die Stadt Reutlingen ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen. Trotz solcher Auszeichnungen wandelt er unter uns als ein ruhendes Bild der Anspruchslosigkeit und Selbstverleugnung, und der schönste Gewinn aller Liebesmühe bleibt ihm, daß seine Kinder und Pflöge ihn „Vater“ nennen. In der Geschichte aufopfernder Menschenliebe wird sein Name als der besten einer verzeichnet bleiben, so lange die Christenheit das Wort ihres Gelders hochhält: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompfeda.

(Fortsetzung.)

Die schöne Maria Dolores starb nach wenigen Jahren, nachdem sie einem Mädchen das Leben gegeben hatte. Auch Theda ten Broek, der Sprößling dieser kurzen Ehe, hatte, während sie heranwuchs, nicht die stählende Luft der Meeresküste geathmet. Der Vater ließ das Kind in der Ferne erziehen, und als die Jungfrau zu ihm zurückkehrte, glückte sie wohl äußerlich den blonden, rothwangigen und blauäugigen Töchtern ihres väterlichen Stammes; aber deren frische, thätige, gleichmüthige Art war in dem weichen, trägen und zugleich erregbaren Blute ihrer Mutter verloren gegangen. So zog sie auch nach südllicher Weise das lässige, unbewegliche Leben im Innern des Hauses der anstrengenden und stählenden Bewegung im Freien vor. Nur selten begleitete sie ihren Gatten auf seinen Gängen über die weiten Felder des Gutes oder auf seinen Jagdfahrten im leichten, raschen Seegelbute. Dennoch aber hing sie an ihm mit ihrer kindlichen, warmen und zugleich schüchternen Seele und sah seiner Heimkehr täglich mit sehnsüchtiger Ungebuld entgegen. So war es ein fester Abschnitt in der Lebensordnung des jungen Paares geworden, daß Albrecht zur bestimmten Nachmittagsstunde seine wirtschaftlichen Geschäfte unterbrach und seine kleine, häusliche Frau aufsuchte. Auch heute wartete sie bereits seiner im großen Wohnzimmer, der gegen das übrige Erdgeschoß um einige Stufen erhöhten Kämmer, ein wesentliches Stück jedes frischen Bluthauses. Mit frohlichem Jubel hieß sie den Gatten an ihrem theuersten Willkommen und legte als liebevoller Gruß dem Vater seinen kaum jährigen erstgeborenen Sohn in die Arme.

Als Albrecht dem Knaben Hocko durch einen vorsichtigen Kuß auf die prallenrothe Wange sein Recht angethan und sich niedergelassen hatte, bemerkte er, daß seine kleine Frau einen geöffneten Brief in der Hand hielt. Sie drehte das Papier unruhig zwischen ihren zierlichen Fingern hin und her. Auch mußte wohl sein Inhalt ihre Gedanken besonders in Anspruch nehmen, denn sie brachte der Erzählung ihres Hausherrn über seine kleinen Erlebnisse in den letzten Stunden — sonst stets der wichtigste Gegenstand ihrer Wissbegierde — nur zerstreute Aufmerksamkeit entgegen.

Ihr Gatte vernahmte alsbald, daß Theda heute wiederum einen ihrer unschuldigen, kindlichen Wünsche auf dem Herzen hatte, dessen leichte Erfüllung sie ihm dann mit überschwänglichem Danke zu lohnen sich bemühte. Er erwähnte daher nicht seine Unterhaltung mit dem Vetter Sybo über die Deichfrage, zumal er wußte, daß die zarte Frau durch alle Gespräche über die gefährliche Nähe der See, wie über das Treiben eines feindlichen, heimtückischen Nachbarn, fast immer in krankhaft ängstliche Erregung versetzt wurde. Albrecht hatte sich gewöhnt, seine junge, in ihrem Wesen immer noch mädchenhafte Gattin mit dem überlegenen und nachsichtigen, oft etwas väterlich gestimmten Wohlwollen des reiferen Mannes zu behandeln, obwohl der etwa zehn-jährige Unterschied ihrer Lebensalter an und für sich diese Ueberlegenheit nicht unbedingt notwendig mit sich brachte.

„Du hast einen Brief, Thedjen?“ fragte er ermunternd. „Ach ja, lieber Albrecht,“ antwortete die kleine Frau verlegen, wie wenn sie ein Unrecht zu beichten hätte. Dann fragte sie zaghaft:

„Ach, sage mir, bitte, aber aufrichtig,“ — sie liebte es, ihre Worte mit einem halb klagenden, halb erleichternden Ach und O einzuleiten, „würde es Dir sehr unangenehm sein, einen Gast zu bekommen?“

Albrecht lachte. „Je nachdem: recht angenehme Menschen und — auf recht kurze Zeit.“

„O ja, gewiß,“ versicherte Frau Theda eifrig, „sehr angenehm! Sie war ja in der Pension meine allerbeste Freundin.“

„Das ist soweit beruhigend,“ meinte Albrecht neckisch. „Und — die Zeit?“

Der zweite Punkt erschien der jungen Frau offenbar heikler als die Personenfrage. Sie kannte ihres Mannes Abneigung gegen die Belästigung durch jeden längern Gastbesuch, wie gegen jede andere Störung seines stillen, gleichmüthigen Dahinlebens. Sie versuchte daher, die direkte Antwort zu umgehen.

„Der Brief ist nämlich von Tante Rosalie,“ hub sie von Frischem an. „Sie schreibt, sie müsse notwendig auf längere Zeit zu ihrem Schwiegersohne übersiedeln, um sich dort an der Kinderpflege zu betheiligen. Dahin aber könne sie kein junges Mädchen mitnehmen. Da weiß nun die arme Tante gar nicht, was sie mit ihrer Schuttpflichten, die ja eine Waise ist, beginnen soll; und da fragt sie nun an, ob nicht wir vielleicht — da sie doch meine beste Freundin war, meine allerbeste —“

„Das ist ja Alles sehr interessant,“ unterbrach Albrecht gutgelaunt die störende Rednerin. „Aber sage mir endlich einmal, von wem reden wir denn eigentlich jetzt seit einer Viertelstunde?“

„Aber Albrecht!“ lautete die Antwort, die wohl absichtlich ein wenig verwundert klingen sollte; „ach, das weißt Du doch: von Magda Brandau!“

Albrecht's Miene nahm einen ernsteren Ausdruck an. „Magda Brandau?“ wiederholte er in gedehntem Tone unerfreulicher Ueberraschung.

„Ach!“ fuhr Frau Theda eifrig fort, indem sie ihres Mannes Hand ergriff, wie um ihn nicht aus dem Zwiesgespräche entschlüpfen zu lassen, „sie ist so schön und so klug und sieht so merkwürdig vornehm aus, wie eine Prinzessin; so wunderbare dunkle Augen hat sie und — und wir liebten uns so sehr.“

„Das heißt,“ wandte er ein, „Du schwärmtest für sie, wie Du mir oft erzählt hast. Sie aber war eine etwas sehr hochnagige — Prinzessin, wie Du sagtest, und ließ sich von Dir gnädigst anbeten.“

„Ach, lieber Albrecht,“ wollte Theda ihn berichtigen, „die Prinzessin, ja, so nannten wir sie. Aber — siehst Du — das war damals —“

„Das wird sich seit den vier unendlich langen Jahren schwerlich geändert haben,“ fuhr er fort. „Ehrlich gesagt, — ich bin gar kein Verehrer von derartigen stolzen, schwarzen Schönheiten. Und superkluge junge Damen nun gar! — die stets bewundert sein wollen — mit denen man stets im Wortgefecht liegen soll, damit sie ihre Ueberlegenheit zeigen können, und die dann, um das letzte Wort zu behalten, am Schlusse schnippisch zu werden belieben — das ist sehr lästig, das liebe ich gar nicht.“

„Du meinst wohl, weil Du eine so kleine und so einfältige und so blonde Frau hast?“ fragte sie, mit diplomatischer Rartlichkeit ihrem Gatten die Wange streichelnd, „die stets Dich bewundert und zu Allem Ja sagt?“

„Ich meine,“ antwortete er ohne ein Zeichen der Erweichung, „warum hat sie ihre Verlobung rückgängig gemacht? Sie hätte heirathen sollen; dann brauchte sie nicht fremden Leuten zur Last zu fallen.“

„Aber er soll ein schrecklicher Mensch gewesen sein, lieber, guter Albrecht, ein Ungeheuer! Und sie ist so ideal — eine so talentvolle Künstlerin!“

„Hat sich auch das Malen angewöhnt,“ citirte Albrecht, der sich gleicher Schuld bewußt war.

„Und siehst Du,“ fuhr Theda fort, „sie hatte nur auf Zureden der Tante Rosalie eingewilligt, weil sie arm ist und weil sie fühlte, daß die Tante sie gern los sein wollte.“

„Steht das in dem Briefe?“ fragte Albrecht zweifelnd.

„Ach nein, — Vetter Sybo hat es mir erzählt. Er hat Magda in der Hauptstadt bei der Tante kennen gelernt, und sie hat ihm in ihrer dortigen traurigen Lage so schrecklich leid gethan; — und — er ist ganz begeistert für Magda!“

„Sybo begeistert?“ rief Albrecht lachend. „Höre, da muß er sich sonderbar ausnehmen, der würdevolle, fischblütige Friesenhehn.“

„D, Du kennst den guten Sybo nicht, — auf diesem Punkte,“ versicherte Theda mit Wärme. „Er kann es nur nicht so zeigen, aber er hat ein sehr weiches Herz.“

„Ein wahres Streichhölzchen, wie es scheint,“ setzte Albrecht des Veters Lob fort, „das sich auch für eine gewisse kleine blonde Vase, als sie aus der Pension zurückkehrte, alsbald zu entzünden nicht ermangelte.“

„O Albrecht!“ rief Theda, indem sie dem unartigen Spötter mit einem allerliebsten mädchenhaften Erröthen ihre Hand auf den Mund drückte, „sage das doch nicht so laut! Das ist ja ein tiefes Geheimniß. Und er hat mir damals so leid gethan! Aber ich konnte mir den guten Sybo gar nicht anders denn als Bruder denken. Und ich kannte ihn so genau. Und dann kamst Du hierher —“

„Und ich gehst Dir besser, natürlich,“ unterbrach er sie mit Selbstbewußtsein, nachdem er sich von der kleinen Hand befreit hatte, „und besonders, weil Du mich — gar nicht kanntest.“

„O pfui, Albrecht,“ rief Theda jetzt ernsthaft unwillig, „wie kannst Du über eine so heilige Sache, wie meine Liebe für Dich, so herzlos spotten!“

„Liebes Kind, ich nehme Alles zurück, was ich in der letzten Viertelstunde gesagt habe, wenn es Dich gekränkt hat,“ betheuerte der reumüthige Gatte mit feierlicher Miene. „Auch das — wegen Magda?“ fragte Theda, ihren Vortheil verfolgend.

„Liebes Kind,“ erklärte er sich jetzt ernstlich, „sage mir nur: was soll das fremde junge Mädchen hier zwischen uns Beiden in der romantischen Einsamkeit des Brookenpolder. Soll die talentvolle Malerin hier ihr Auge an unseren einzigen Bodenerhebungen, den Maulwurfshügeln, ergötzen? Und nun gar auf unbestimmt lange Zeit!“

„Aber Albrecht!“ rief die kleine Frau, jetzt wirklich erstaunt. „Begreifst Du denn immer noch nicht? — Gut Ding will doch Weile haben. — Sybo!“

„Was? — Sybo?“

„Ich sagte Dir ja, er ist begeistert! — Und ich möchte ihn so gern verheirathen. — Und Magda bliebe dann hier. Und dann wären wir zwei junge Paare hier in der Wildnis.“

„Liebes Thedjen,“ entgegnete Albrecht fast unwillig, „ich bitte Dich, laß das sein! Sybo Alena's künftige Gattin herbei zu schaffen, ist wirklich nicht unsere Sache. Und nun gar dieses hochfahrende fahrende Fräulein. Ich will nicht von unserem guten Vetter demnächst ebenfalls hören müssen — wie von dem anderen — er habe sich nachgehends als schrecklicher Mensch und Ungeheuer ausgewiesen. Dazu ist er mir ein zu lieber Nachbar und treuer Freund. — Siehst Du, nun bin ich fest entschlossen. Ich sage bestimmt, nein!“

„Aber Albrecht!“ rief die kleine Frau mit aufsteigendem Schluchzen in der Stimme.

„Bitte, schreibe Deiner Tante ganz einfach und deutlich: ich hätte Nein gesagt. Es sei kein Raum im Hause. Oder: Du seist leidend, oder ich sei leidend — oder was Dir sonst Unwahres einfällt. Fräulein Magda Brandau soll anderswo herzbrehen gehen als bei uns.“

Also redend erhob sich Albrecht Lammesdorf mit Siegermiene vom Lehnstuhle zu seiner vollen stattlichen Höhe. Mit festem Schritte entwich er dem traulichen Zimmer und — den unaufhaltsamen Thränen seiner schwer gekränkten kleinen Frau.

Er hatte sein hausherrliches Nein gesprochen. Er hatte daran auch unerwiderlich festgehalten während ganzer — zweier Tage. Aber nach diesen zwei Tagen thränenschweren Schmollens und wortfarger Verstimmlung trat wieder Sonnenschein aus dem Gewölle auf Theda's kindlicher Stirn hervor. Es ging ein Brief an Tante Rosalie ab, in welchem der Freundin Magda Brandau ein gastliches Obdach für einige Wochen angeboten wurde. Diese zeitliche Beschränkung war eine Konzession Theda's. Albrecht hatte zugleich der kleinen Siegerin im häuslichen Kampfe gelobt, den unwillkommenen Gast als höflicher, sogar als liebenswürdiger Hausherr zu empfangen. Letzteres sei ja doch im Grunde sein natürlicher Zustand, meinte die feine Diplomatin. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Posteinrichtungen der deutschen Reichshauptstadt.

(Bild S. 16.)

Unter dem unglücklichen Wohlthaten fortschreitender Wissenschaft sind wenige wichtiger als die Verkehrseinrichtungen.
(Friedr. Schlegel, Geschichte der Civilisation.)

Der Ursprung des Briefs ist bekanntlich so alt wie die Erfindung der Schrift, und mit dem ersten Brief trat auch der erste Briefbote in die Erscheinung. Das „Schiff des Geistes auf dem Ocean der Entfernungen“ — wie Generalpostmeister Stephan den Brief nennt — nahm seinen Ursprung in Aegypten. Nach Dioscorus Siculus bestand das erste Geschäft der ägyptischen Könige am Morgen darin, die eingegangenen Briefe (Papyrusrollen) zu lesen. Dionys von Halikarnaz beglaubigt als ältesten Brief denjenigen, welchen der Inberrkönig Stratobates an die ägyptische Königin Semiramis schrieb; Homer den Brief, welchen Proitos dem Vellerophontes, eingelegt auf einer Wachstafel, nach Lydien mitgab; und endlich die Bibel erzählt von dem Unglücksbrief Davids, den Uria an Joab überbrachte.

Von dem Wachstafelchen bis zur Papyrusrolle, von dieser zum pergamentenen Brief unseres Mittelalters, und weiter zum Lumpen- und Holzstoffpapier und zur Postkarte ist ein weiter Weg. Fürchten die Leser aber nicht, daß ich sie einlade, mit mir diese lange Fahrt zu machen; nur andeuten wollte ich sie. Heute schreiben — ich folge dem neuesten statistischen Hefte der deutschen Reichspostverwaltung — 328 Millionen Europäer jährlich 3574 Millionen Briefe und 515 Millionen Postkarten. Und die ganze Bevölkerung der gesammten civilisirten Erde mit rund vierzehnhundert Millionen Einwohnern verbringt 5284 Millionen Briefe, 973 Millionen Postkarten und 4561 Millionen Zeitungen. Die gesammten Postanstalten befördern darnach täglich 17 Millionen Postkassen.

Besser als nach dem Seifenverbrauch möchte man den Stand der Civilisation darnach beurtheilen können, wie viel Briefe jährlich im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Und hiernach würde Europa mit zwei Dritteln des Gesamtverkehrs naturgemäß die erste Stelle einnehmen; in Europa selbst wieder England an der Spitze marschiren, die Schweiz die zweite und Deutschland die dritte Stelle einnehmen.

Im gesammten deutschen Postgebiete — Bayern und Württemberg einbezogen — gibt es gegenwärtig 11,700 Postbetriebsstellen mit 78,500 Beamten, welche den gesammten Postverkehr von und nach Deutschland und innerhalb des Reichs vermitteln. Die Einführung des Einheitsportofrages für Briefe und Pakete, und insbesondere die der einfachen Postkarte wie der Posteingangskarte hat den Postverkehr seit fünfzehn Jahren ganz gewaltig gehoben.

Schauen wir uns einmal ein europäisches Hauptzentrum postalischer Einrichtungen an; durchwandern wir die großartigsten postalischen Verkehrsanstalten in der deutschen Reichshauptstadt.

Zum Oberpostdirektionsbezirk Berlin — so heißt die betreffende Verwaltung — gehören das „Kabinettspostamt“, sowie 69 Postämter, von denen Nr. 1 das „Postpostamt“, Nr. 2 das „Stadtpostamt“ und Nr. 3 das „Paketpostamt“ heißen, und von denen einzelne „Bahnpostämter“ genannt werden.

Gehen wir zunächst in die lokale Centralstelle für die Paketannahme in der Spandauerstraße, die unser Herr Zeichner auf unserem Bilde oben links dargestellt hat. Der gewaltige Raum ist elektrisch erleuchtet; zehn Postkassierer und mehrere Oberbeamten besorgen den Dienst. Jeder der Postkassierer hat einen „Ableger“ neben sich, und die etwa vierzehnjährigen Jungen sind „affenartig“ geschwind von halb sechs Uhr bis acht Uhr bei ihrer Arbeit. Obgleich nämlich die Annahme um sieben Uhr geschlossen wird, so bleibt doch bis acht Uhr und darüber zu thun, denn es strömen noch kurz vor Thoreschluß die Hausknechte in Schaaren mit Wagen und hochgethürmten Tragelassen herbei, weil hier an der Centralstelle jede Anzahl von Paketen aufgegeben werden kann, während die 68 Stadtpostämter nur drei Pakete von einem Abfender annehmen brauchen. Die Pakete werden vom Annahmestische, auf dem zehn Bodenwagen zur Befestigung des Gewichtes dienen, auf einen zweiten Tisch geworfen, um daselbst vorfortirt zu werden. Dann wandern sie in die Schiebewagen und werden in die eigentlichen Packereikammern überführt, wo das Sortiren gründlich erfolgt und von wo sie durch die großen Paketwagen zur Eisenbahn befördert werden. Bis zur Decke häufen sich die Koffer, man hat Mühe, sich zwischen den hastenden Beamten und den hochgebauten Paketwänden hindurch zu winden, und nur

genaue Beobachtung und Informierung zeigt, wie das scheinbare Chaos ein wohl durchdachtes Gefüge ist, in dem jeder Beamte sein ganz bestimmtes Feld hat. Mit dem Glockenschlage kommen die Wagen, welche nach den einzelnen Bahnhöfen fahren; die Thüren öffnen sich, die Pakete werden verladen, die Oberbeamten kontrollieren, und fort rollen die schweren gelben Kolosse, reihenweise das Thor verlassend. Um die Weihnachtszeit ist natürlich der Gepäckverkehr am bedeutendsten, in den Monaten vorher herrscht der Wildverkehr, nachher die Blumenverladung. In diese Räume dringt Altmutter Natur eben auch ein. Ja, zur Zeit einer ornithologischen Ausstellung da singt, zwitschert und jubiliert es zwischen all' den krummen Paketen von den tausend Sängern, und die ganze Postkammer steht voll Vögel.

In dem „Briefsortirsaal“, den unser Zeichner unten links absonderlich hat, wird der Berliner lokale Briefverkehr bewältigt. Jeder Berliner Brief, der nicht in seinem Aufgabebereich bestellt werden kann, geht an die Centralstelle, wird hier sortiert und dann den einzelnen Postanstalten zugeföhrt. In jeder Stunde rückt das neue Material an und ist in 45 Minuten erledigt, so daß also die Berliner Briefe binnen drei Stunden vom äußersten Westen nach Kummelsburg und vom Kreuzberg nach dem Wedding befördert werden. Die kleinen gelben Wagen, „Figer“ genannt, holen jede Stunde einmal ihr Quantum von bestimmten Postanstalten und fahren zugleich eine Ausgabezeit aus. Wenn der Hammer an der Uhr zum Schläge aushebt, werden die Wagenthüren geschlossen und hinaus hüpfen die kleinen „Figer“ nach allen Stadtgegenden. Sie müssen 200 Meter in der Minute zurücklegen, daher ihr Name. Die einlaufenden Briefe gelangen mittelst Aufzugs in den Sortirsaal. Rechts, vorn auf unserem Bilde, befindet sich eine Stempelungsmaschine, welche den Ausgabezeitstempel aufdrückt. Hauptfeinde dieser überaus interessanten Maschine sind in Briefen verpackte Hauschlüssel und ähnliches Unverdauliche. Manche Berliner Firmen senden täglich direkt mehrere Wagen voll Briefe, Preisliste etc. an das Stadtpostamt. Rudolph Herzog z. B. pflegt stets für 10,000 Mark Postmarken zusammen zu kaufen.

Unter Mittelbild zeigt uns die Briefsortirregale des „Postsortiments“. Hier werden zum Theil diejenigen Beamten ausgebildet, welche in den Eisenbahnhöfen den Dienst übernehmen sollen. Nur außerordentlich gewandte Beamte, die überdies eine besondere Körperfestigkeit besitzen, können den Bahndienst ertragen. In fabelhafter Geschwindigkeit lange Stunden hindurch in schüttelnden Wagen Briefe sortieren, nicht etwa bloß für die Stationen der Linie, sondern auch für alle dahinter liegenden Landämter, in Sommerhitze und Winterkälte, Nachts bei flackerndem Lampenlicht, das hält nicht Jeder aus. Hier im Sortirsaal steht die lange Reihe der „Großsortierer“, jeder hat seinen Abchnitt, und es fliegen die Briefe in die Kästen, wie wenn ein Tischenspieler die Karte wirft. Auf der Rückseite der Regale öffnen Andere die Wappen der Kästen. Jetzt werden die Briefe genauer sortiert, und jeder der Sortierer bearbeitet das für seine spezielle Heimat bestimmte Material. Für die ostpreussischen Briefe wird allemal ein Styrpauze verpackt; was nach dem Elbja kommt, hat ein Elbja zu ordnen. In mächtigen Säcken geht's dann durch die Rohrstühle hinunter und in die Wagen.

Das Bild rechts oben stellt einen Saal des „Postzeitungsamts“ dar. Durch das Fenster rechts werden die Zeitungen von den verschiedenen Expeditionen abgegeben. Der Herr im Hintergrunde bestimmt, wie viel Tausend in die verschiedenen Säle kommen. In den Sälen selbst stehen Beamte vor großen Büchern, auf denen z. B. steht: „Am 5 Uhr 6 Minuten muß fertig sein Brandenburg, Genthin, Burg, Magdeburg, Leipzig“. „Am 5 Uhr 25 Minuten Götting, Breslau“ etc. Für die einzelnen Städte werden nun zusammengestellt: z. B. 20 Exemplare Börsliche Zeitung, 40 Tageblatt, 10 Kreuzzeitung etc. Die Zeitungsdruckereien liefern ruckweise die Auflagen ab, z. B. von halbe Stunde zu halbe Stunde 5000 Exemplare. Vom Hof aus jagen dann für den Zeitungsamt bestimmte Wagen nach den Bahnhöfen. Das Postzeitungsamt hat selbst 4 Bahnrennpferde zu stellen, um bei irgend vorstommendem Unglücksfalle selbst das Material befördern zu können. Die Entwicklung des Zeitungsamts ist innerhalb des letzten Jahrzehnts eine höchst beträchtliche gewesen, heute im Jahre 1884 befördert das Postzeitungsamt 8529 verschiedene Zeitungen mit rund 400 Millionen Exemplaren.

In dem Bild unten rechts hat unser Zeichner das in der Oranienburgerstraße gelegene „Paketpostamt“ dargestellt. Sammlende für die Bewohner der Millionenstadt mit der Post eingehenden Paketendungen strömen hier zusammen und werden nach allen Richtungen bis in die äußersten Vorstädte den Empfängern zugeführt. Das hierzu ein gewaltiger Wagenapparat erforderlich ist, liegt auf der Hand. Zwei Reihen von Wagen, sämtlich bespannt, sind zur Abfahrt bereit. Dieß Bild wiederholt sich täglich dreimal, ist ein so eigenartiges und gibt zugleich ein überaus anschauliches Zeugnis von dem großartigen Organismus unserer deutschen Postverwaltung. Von der gesamten deutschen Post werden jährlich im Durchschnitt 67 Millionen Pakete befördert.

Eine eigene Abteilung der Berliner Postverwaltung ist das Institut der „Postkurier“. Diese besorgen während der Reisen des Kaisers die für denselben bestimmten Postkassen. Sie haben einen sehr thätigen und häufig recht beschwerlichen Dienst. Täglich geht ein solcher „Postkurier“ von Berlin ab; wohin er unterwegs kommt, sind die betreffenden Aemter telegraphisch avisirt. Man empfängt ihn am Tage, überführt ihn in den neuen Zug, und er hat selbstverständlich keine Minute Aufenthalt noch Ruhe, bis er am Ziele angelangt ist. Wenn der Kaiser weit entfernt ist, so sind natürlich stets mehrere Kurier unterwegs. Sie stehen direkt unter dem Berliner Oberpostdirektor und sind ihrer exceptionellen Stellung stolz bewußt. Sie nippen von den Schönheiten der durchstreiften Gegenden, sie empfinden die ihnen entgegengebrachte Aufmerksamkeit fast als persönliche, der flüchtige Reifemantel von elegantem Zuschnitt deutet auf den Hofbeamten und das „geräuschte Wesen“ zeigt den Weltmann.

Interessante Bücher.

Von dem wahren Familienschatz: „Brochhaus' Konversationslexikon“, dreizehnte Auflage, dessen siebenter Band bei seiner Vollenkung von uns besprochen wurde, liegen jetzt auch schon zwei Drittel des achten Bandes, bis Heft 115, vor. Je weiter dieß gewaltige Werk fortschreitet, um so mehr muß man die Güte und

Ausführlichkeit, die reiche und gewissenhafte Auswahl des Textes anerkennen. Sachkunde und Gründlichkeit gehen hier mit einfacher, prägnanter, klarer Darstellung Hand in Hand. Die Lieferungen reichen bis zu dem Artikel „Gustav III.“ Besonders hervorzuheben ist bei dieser Ausgabe die splendide Beigabe an Illustrationen, Karten und Farbendrucktafeln, welche überall da helfen und veranschaulichend eintreten, wo das Wort nicht mehr ausreicht; die große Tafel der Giftpflanzen in den natürlichen Farben zum Beispiel ist ein Meisterwerk des Chromodrucks. — Als Buch, das gewiß viele Freunde und Freundinnen erwerben wird, müssen wir Louise Wagner's Werkchen: „Die Frau und ihr Beruf“ (Leipzig, Thomas), bezeichnen; in anziehender, leicht verständlicher Form wird hier die Erziehung der Mädchen, die Ausbildung zur Hausfrau, ihr Wirken in der Familie, die Frau in den verschiedenen Stellungen, wo sie auf sich allein angewiesen ist, behandelt. Vor Allem wird in dieser Schrift Werth darauf gelegt, die Frau zu veredeln, sie hinzuweisen auf jene hohe Stellung, welche ihr gebührt, die sie sich aber erkaufen muß durch große Güter der Seele und erhalten durch Kraft, Milde und edlen Charakter. In dieser Hinsicht versteht die Autorin auch die Anbahnung der Emanzipation der Frauen. Das lehrwerthe Werk sei hiemit Jung und Alt bestens empfohlen.



Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Als ein Präservativ gegen epidemische Krankheiten wird in dem „Australian Medical Journal“ der Paradiesapfel besprochen. Derselbe, auch Liebesapfel, Adamsapfel, Tomate (botanisch Lycopersicon esculentum) genannt, in Südamerika, Ostindien, am Mittelmeer etc. vorkommend und bei uns im Garten gezogen, war schon länger unter Gärtnern und Blumenfreunden dafür bekannt, daß er andere Pflanzen gegen Parasiten schützen konnte. Legt man zum Beispiel Paradiesäpfel, auf ihrem Stengel getrocknet, in einen Getreidehaufen, so wird letzterer von Rost, Brand und ähnlichen Krankheiten befreit bleiben. Die zerstörende Wirkung des Paradiesäpfels gegen schädliche kleine Organismen schreibt man allgemein dem Schwefel zu, den man bei vorgenommener Analyse in verhältnismäßig großer Menge in der Pflanze findet. Diese Thatsache hat nun nach dem erwähnten Blatte einige Aerzte auf die Vermuthung gebracht, daß der Paradiesapfel auch bei epidemischen Krankheiten von Menschen nicht ohne Wirkung sein müsse, und angestellte Versuche sollen die Vermuthung zur Gewissheit erhoben haben, besonders bei Cholera und bössartigen Diarrhöen. Da der Paradiesapfel ziemlich verbreitet ist, so wäre er als derartiges Mittel von großem Werth und die Mittheilungen des „Australian Medical Journal“ verdienen jedenfalls die Beachtung von Fachmännern; bis zur vollen Befestigung des Gesagten dürften aber noch zahlreiche exakte Versuche nöthig sein, und bis dahin darf man sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben.

Das Lüften der Betten ist für die Gesundheit sehr wesentlich. Es ist zu tadeln, wenn man das Bett, nachdem es am Morgen aufgebettet, sofort zudeckt und überdies noch mit einer Decke verschließt. Nach dem Aufbetten lasse man vielmehr Decke und Oberbett zurückgeschlagen, denn dadurch wird man erreichen, daß es gehörig ausdünstet und frischen Sauerstoffgeruch annimmt. Kann man dann das Bett den Tag über noch dem Luftzuge aussetzen, so ist das noch viel besser. — Im Sommer legt man gewöhnlich die Betten, um sie zu lüften, in die größte Sonnenhitze. Dadurch trocknen aber die Federn zu sehr aus, werden ihrer Elastizität beraubt und spröde gemacht. Besser ist es, die Betten bei trockener, bedeckter Luft und wenn die Sonne nicht stark scheint, herauszuliegen und sie dann tüchtig auszulassen.

Gewerbliches.

Ueber die Herstellung einer neuen Kältemischung aus Schnee und Alkohol berichtet der Erfinder Dr. J. Moriz in der „Chemiker-Zeitung“. Er gibt die Resultate von vier verschiedenen Versuchen an; dieselben sind folgende: Erstens: 73 Gramm Schnee und 77 Gramm Alkohol abfol. von + 2 Grad Celsius ergaben beim Zusammenmischen eine Temperatur von circa — 30 Grad Celsius. Zweitens: 77 Gramm Schnee und 77 Gramm Alkohol abfol. von + 2 Grad Celsius ließen die Temperatur auf — 24,2 Grad Celsius sinken. Drittens: 77 Gramm Alkohol von + 1,5 Grad Celsius und 77 Gramm Schnee von — 1 Grad Celsius. Zimmertemperatur + 6,7 Grad Celsius. Die Temperatur sank auf — 29,4 Grad Celsius. Viertens: Gewöhnlicher Brennspiritus von 96 Grad Tralles und Schnee gemischt. Zimmertemperatur 17,5 Grad Celsius. Der angewendete Spiritus hatte den ganzen Tag in einer Blechwanne im Zimmer gestanden; die Temperatur desselben wurde nicht gemessen. Beim Mischen sank die Temperatur auf — 20 Grad Celsius. Bei Verhütung des Wärmegusses von außen dürfte sich die Temperaturenniedrigung noch weiter treiben lassen. Ein Hauptvorzug dieser Kältemischung wäre das vollständige Fehlen jedes Salzes und jeder Säure.

Zimmer und Salon.

Mittel gegen das Rauchen der Lampen. Das lästige Rauchen von Petroleum- und sonstigen Lampen, sowie das damit verbundene Verkohlen der Döchte vermag in höchst wirksamer Weise dadurch verhindert zu werden, daß man die letzteren vor

dem Gebrauche in möglichst starkem Essig einweicht und sie, nachdem sie wieder trocken geworden, in die Lampen einsetzt. Durch dieses Verfahren wird das Rauchen und Dunsen vollständig beseitigt.

Verblühtene Photographieen wieder aufzufrischen. Das folgende einfache Verfahren hat sich in den meisten Fällen als vollkommen erfolgreich erwiesen: Die Photographie wird so lange in warmes Wasser gelegt, bis sich die vordere Bildseite ohne Beschädigung leicht von dem Pappdeckel ablösen läßt, auf dem sie aufgeliegt ist. Dieselbe wird darauf an einem warmen Platz aufgehängt, bis sie vollkommen trocken ist, und dann in geschmolzenes weißes Wachs getaucht. Sobald sie mit dem Wachs vollkommen imprägnirt ist, wird sie zwischen Fließpapier mit einem heißen Bügeleisen gepreßt, um den Ueberfluß an Wachs zu entfernen, worauf das Bild mit einer Flocke Baumwolle abgerieben wird. Durch dieses Verfahren werden die Schatten des Bildes vertieft und manche Einzelheiten desselben zum Vorschein gebracht, die bisher unsichtbar waren. Mit der so behandelten Photographie kann auch ein Negativ behufs des Druckes hergestellt werden.

Toilette.

Haarbürsten zu waschen. Man bediene sich dazu niemals der Seife, sondern nehme etwas Soda, löse sie in warmem Wasser auf und lege die Bürsten mit den Borsten nach unten hinein, so daß das Wasser nur die letzteren bedeckt. Sie werden sehr bald weiß und rein werden. Man läßt sie dann in freier Luft mit abwärts gerichteten Borsten trocknen.

Einige Waschlösungen.

1) Ammoniak-Waschmittel, vor vierzig Jahren in Nottingham bereitet und in den Handel gebracht:
Wasser 40 Liter
Weiße Seife 500 Gramm
Pottasche 60

Durch Sieden gelöst, nach dem Erkalten bis auf die Temperatur frischer Milch Ammoniaklösung von 0,960 spezifischem Gewicht zugefügt (die Menge ist niedrig angegeben). Im Detailverlaufe kosteten davon 500 Gramm 35 Pfennige.

2) Waschlösung aus Gull:
Gelbe Seife 90 Gramm
Wasser 13 Liter
Starkes Ammoniak 240 Gramm.

Die Seife wird durch Sieden in dem Wasser gelöst und nach dem Erkalten das Ammoniak zugefügt.

3) Yorkshire-Waschmittel aus Norfolk:
Starkes Ammoniak 30 Gramm
Wasser 1 1/2 Liter.

4) Liqueur Bernhard zum Entfernen von Flecken:
Nahengalle 10 Theile
Pottasche 5
Wasser 100

mit ein wenig Spiritus veretzt.

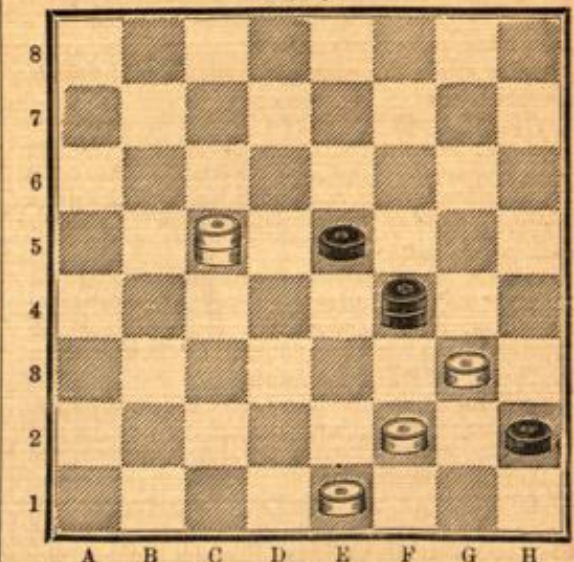
Hauswirtschaft.

In den regnerischen Herbst- und Wintertagen ist wasserdichtes Schuhwerk nöthig. Auf eine gestellte Anfrage geben wir das uns als erprobt mitgetheilte Rezept zur Bereitung einer wasserdichten Stiefelwache nachstehend bekannt. 18 Theile Bienenwachs werden mit 1 Theil Borax geschmolzen und so lange verührt, bis sich eine Art Gallerte bildet. In einem andern Gefäße schmilzt man 6 Theile Spermaceti (Walfarth), fügt 5 Theile Asphaltnad zu, der vorher mit 66 Theilen Terpentinöl gemischt war, verührt das Gemisch vollständig und gibt endlich die Masse zu dem Wachs. Als Farbe kommen hinzu: 5 Theile Weinrebe-öl und 2 Theile Berlinerblau, die zuvor mit etwas Masse angerieben wurden. Endlich wird mit 1 Theil Nitrobenzol die Schmiere parfümirt und in Büchsen gefüllt. Eine kleine Menge dieser Wache genügt bei der Anwendung; selbe wird mit einem Lappen verrieben und dann gebürstet. Einmaliges Schmieren in der Woche soll ausreichen.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 1.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

